

Berlin – Beirut

Gitta Mikati

Berlin – Beirut

Eine Lüge zu viel

Roman

Divan

Für Hanne und Lothar

31. August 2011

Sie hat sich eingeseift, heiß abgeduscht und wieder eingeseift, aber das Entsetzen bleibt. Jasmin presst ihre vom Schippen wunde Handfläche an die Glasscheibe.

Nicht mehr hinausgehen. Nicht heute Nacht.

Nur ihr Blick wagt sich vor die Terrassentür. Der Sturm treibt die Tischdecke vor sich her, über die Hortensien hinweg, in den Garten hinein.

Dorthin, wo die schwarze Teichfolie flattert.

Jasmin hat sie über die Grube gestülpt und ein paar Waschbetonplatten aus Alberts Holzschuppen auf den Rand gelegt. Der Sturm dringt in jede Spalte, reißt und zerrt an der Folie. Die bäumt sich auf, fällt in sich zusammen und bäumt sich wieder auf.

Als würde das Skelett darunter versuchen, sich aufzurichten.

Sie hat schon einmal ein Skelett ausgegraben, nicht aus Versehen, wie heute; über fünfundzwanzig Jahre ist das her. Damals ging sie noch in den Kindergarten und hat Timo so lange gelöchert, bis er ihr die Stelle zeigte, wo sein Vater den Familienhund beerdigt hatte – doch das Skelett da draußen bei den Koniferen, das ist kein Hund.

Kein Hund hat so ein Becken. Kein Hund hat solche Rippen. Und kein Hund wird zusammen mit einer Polaroidkamera verscharrt.

Am Himmel ein zuckendes Licht, die Mauer jenseits der Hecke wird aus der Dunkelheit gerissen wie von Blitzlichtern aus der Polaroid. Jasmin wendet sich ab, reibt sich den Nacken unter dem schützenden Kragen von Mutters Bademantel, sinkt in Alberts Schaukelstuhl und beobachtet die Goldfische. In dem viel zu kleinen Glas kreisen sie wie Gefangene in einem Gefängnishof. Der Teich, das Geburtstagsgeschenk für Albert, wäre sowieso nur ein Kompromiss gewesen, denn seine Gefangenen bleiben sie trotzdem. Vor ungefähr zehn Jahren, als Mutter zu ihm zog, hat Jasmin ihn erst kennengelernt. Bis

dahin wusste sie nur, dass es da einen Onkel gab, der am Stadtrand von Berlin lebt. In Tegel. Das klang nach Fluglärm und Kerosin. Als Mutter ihr jedoch erklärte, dass dieses Grundstück in Tegel das Ende seiner Geschäfte mit der Berliner Mauer bedeutete, klang das wie ein Geständnis – und nach der JVA Tegel. Aber Mutters Onkel sitzt nicht in einer Zelle, er hat Haus und Garten diesseits der Gefängnismauer, auf einem Grundstück größer als eine Turnhalle.

Jasmin zuckt zusammen. Sie schreckt hoch, reibt sich die Augen. Ihre Schläfen pochen. Ihr Nacken tut weh. Wie lange hat sie geschlafen? Sie hat geträumt. Von Albert, der den Hals in die Höhe reckt. Aus seinem Mund wächst eine schillernde Seifenblase. Sie wuchert, bis Mutter mit einer rostigen Forke darauf einsticht. Da platzt die Blase mit einem Knall wie von einem Schuss – und spuckt schwarze, wurmige Erde aus. Auf sie, Jasmin. Sie windet sich aus dem Schaukelstuhl. Die Blase an ihrem rechten Daumen ist geplatzt. Jasmin reibt das Wundwasser ins Frottee, schlingt den Bademantel enger um sich und tritt an die Terrassentür. In der Scheibe des Wachturms über der Gefängnismauer spiegelt sich die Morgenröte. Die Teichfolie breitet sich wie eine schwarze Tintenpfütze aus. Auf der aufgeworfenen Erde liegt die Polaroidkamera wie eine lauernde Ratte.

Eigentlich hätte sie die Polizei rufen müssen. Doch zuerst muss sie das Puzzle von Alberts Vergangenheit neu ordnen. Vielleicht passen die Teile, die sie über ihre Mutter weiß, jetzt endlich dazu?

Jasmin knotet den Bademantel zu und schiebt die Terrassentür auf. Schlüpfte in Alberts Gummistiefel. Stapfte über den Rasen, hinüber zum Schuppen und verpasst der Holztür einen Tritt, damit sie aufspringt. Stopfte ihre Locken unter Alberts Basecap, stülpte seine Arbeitshandschuhe über. Sie zieht die Waschbetonplatten von der Grube und schlägt die schwarze Haut zur Seite. Der Geruch nasser Erde steigt ihr in die Nase, als sie sich neben die Knochen kniet. Nicht hinschauen. Auf

die Finger konzentrieren. In den viel zu großen Handschuhen sehen sie aus wie gebrochen, als sie in der Erde wühlen. Nach dem Schädel. Den Haaren.

Haare verrotten nicht so schnell.

Die Haustür schlägt zu. Endlich.

Jasmin nippt an ihrem kalten Kaffee.

»Mannomann, war das ein Stau!« Alberts sonore Stimme dröhnt zu ihr auf die Terrasse. »Große? Biste noch da?« Zum ersten Mal findet Jasmin es unpassend, dass er sie Große nennt. Sie presst den Rücken gegen die Lehne des Korbstuhls und blickt in den Garten. So viele Pflaumen trug der Baum lange nicht mehr. Seine Äste hängen herab, als würde er trauern.

»Hätt' ich gehnt, dass ich meinen Geburtstag auf der Autobahn verplempere und deswegen meine Große verpasse, hätt' ich mich nich' auf die Wochenendreise eingelassen«, sagt Albert.

Es poltert. Zwei Mal. Jasmin sieht ihn vor sich, wie er die Schuhe abstreift, durch den Flur schleudert, und Mutter, wie sie einen Kleiderbügel von der Garderobe nimmt, ihre dünne Jacke aufhängt und den Kragen glatt streicht. Das tut sie sogar bei ihrer Strickjacke, obwohl die keinen Kragen hat. Seltsam, was einem durch den Kopf geht in so einer Situation.

»Wie konnteste auch den Akku fürs Handy verbummeln, Maria. An der Terrassentür bleibt Albert stehen. Er hat einen gedeckten Tisch erwartet, er hat einen gedeckten Tisch bekommen. Die Polaroid, notdürftig von der feuchten Erde gesäubert, ist aufgebahrt zwischen Kaffeekanne, Sahneschälchen und dem Backblech voller Pflaumenkuchen.

»Wo haste die denn ausgegraben?« Albert gafft die Polaroid an, während Mutter sich an ihm vorbeidrückt.

»Was ist los?«, fragt sie – und erstarrt, als sie die Kamera auf dem Tisch entdeckt. »Das ist ja ...«

»Aus eurem Garten.« Jasmin stellt die Kaffeetasse ab. »Die Frau, der sie vermutlich gehört hat, liegt noch draußen.«

»Wenn mich nich' alles täuscht, ist das meine«, sagt Albert, »und seh ich etwa aus wie 'n Weib?« Seine große Hand schnellert vor, greift die Polaroid, dreht sie um. »Siehste! B Punkt, A Punkt – Big Apple. Da, an der Seite.« Er zeigt auf die Kratzer. Dann drückt er auf den grünen Knopf über der Linse. Erde presst sich durch den Ritz, der Knopf aber bleibt stecken. Mit dem Fingernagel versucht Albert, ihn wieder herauszuziehen. »Ich hätt' nich' gedacht, dass ich die noch mal in die Finger krieg.«

»Halt endlich die Klappe«, faucht Mutter. »Wo hast du die überhaupt her, Jasmin?«

»Kommt mit.« Jasmin führt die beiden zur Grube, schlägt die Teichfolie zurück.

Mutters Hand fährt vor den Mund, aber den spitzen Schrei kann sie nicht unterdrücken. Sie starrt Albert an – und sackt zusammen. Klack. Ihr Handgelenk mit dem breiten Armreif ist an eine Waschbetonplatte gestoßen.

Jasmin zieht ihr Handy aus der Hosentasche. Sie hat ihrer Mutter zu viel zugemutet. Was, wenn sie den eigentlichen Fund entdeckt, die Pistole in den halblangen Haaren? Irgendwo in dem Schädel steckt bestimmt eine Patrone. »Ich rufe die Polizei.«

Albert bückt sich, streichelt Mutters Wange. »Ruf lieber den Notarzt.«

Da schlägt Mutter die Augen auf; schiebt Alberts Hand weg. »Lass. Lass das.« Sie richtet sich auf und schaut in die Grube. Lange. Sehr lange. Viel zu lange.

»Mutter?«

Mutter streckt den Arm aus. »Bring mich ins Haus, Jasi.« Albert, den sie keines Blickes würdigt, streicht sich über seine von Altersflecken übersäte Glatze. »Ne Tote in meinem Garten. Gibt's doch gar nich'.«

1

Frühjahr 1977

»Farblos bleiben. Leise, dezent und unauffällig durchschlüpfen.«

Onkel Albert drückte mir ein Passfoto in die Hand. Mahmoud Nouri, 1.1.51 Beirut, war mit Bleistift auf den schmalen Rand geschrieben. Damals brauchten wir einen Mechaniker für unsere Autowerkstatt, und Hassan, unser Mittelsmann für alles zwischen Berlin und Beirut, hatte schnell einen parat. Seinen Cousin. Wer das Geld für seine Einschleusung nach West-Berlin nicht aufbringen konnte, der arbeitete sie eben ab. Ich war Schleuserin. Als junges Ding um die Zwanzig, verliebt in mein Adrenalin, flirtete ich nur allzu gern mit dem Risiko, dabei zu verbrennen. Ich prägte mir Mahmouds Gesicht ein, zerriss das Foto und fuhr mit der U-Bahn zur Friedrichstraße. Jedes Mal, wenn der Zug in den Bahnhof einfuhr, ich die Türen auseinanderdrückte, meine Schlaghose im Fahrtwind flatterte und mir der aufdringliche Geruch nach Desinfektionsmitteln in die Nase stieg, ertappte ich mich dabei, dass ich nur flach atmete, während die gelb gefliesten Säulen sich an mir vorbeischieben. Hinter der vierten, beim Intershop-Kiosk, sprang ich aus dem noch fahrenden Zug, machte kehrt und lief die Stufen zum Fußgängertunnel hinauf. Wie immer ging ich gleich zum Fahrkartenschalter. Der Mann hinter der Glasscheibe las Zeitung. Noch heute erinnere ich mich an die Schlagzeile: *RAF übernimmt die Verantwortung für Attentat auf Generalbundesanwalt Buback. Das Kommando Ulrike Meinhof...* Der Mann am Schalter bemerkte mich, ließ die Zeitung sinken, und ich kaufte zwei Fahrscheine.

Am anderen Ende des Fußgängertunnels fiel die Stahltür zu. Den dumpfen Knall, jedes Mal, wenn sie jemanden ausspuckte, der über den Tränenpalast aus Ost-Berlin ausreiste, habe ich noch heute im Ohr. Eine Frau im Kostüm stöckelte durch den Tunnel. Am Schalter verstummte das Klacken ihrer

Absätze. »Einmal ... einfach.« Abgehackte Worte, abschiedswunde Stimme, tränennasse Augen. Mechanisch tauschten ihre Finger Geld gegen Fahrschein. Ich fragte mich, wen sie auf der anderen Seite der Stahltür zurückgelassen haben mochte, als sie auf den Stufen zur U-Bahn einen alten Mann anrempelte. Seiner Kleidung nach war er ein Rentner aus der DDR, der von seinem Westbesuch zurückkehrte.

Wieder schlug die Tür zu. Ein bärtiger Mittdreißiger mit Kopfverband bis zu den Augenbrauen, eine viel zu kleine Strickmütze darüber gestülpt. Er schleppte zwei zerschlissene Koffer. Neben ihm eine Frau, das Kopftuch tief ins Gesicht gezogen, ein dunkles Tuch um die Schultern, ein Baby im Arm, einen Stoffbeutel in der Hand. Flüchtlinge. So wie sie aussahen und mit so viel Gepäck kamen sie niemals an den Bullen von der AGA vorbei. Niemals.

Die Interflug IF 730 war also pünktlich in Beirut gestartet und längst in Schönefeld gelandet. Von dort wurden die Flüchtlinge in Bussen zur Friedrichstraße gekarrt und unauffällig in den Westen abgeschoben. Während des Bürgerkriegs im Libanon verdiente die DDR so viel Geld mit Einreisevisa und Flugtickets, dass sie die Berliner Mauer hätte damit tapezieren können.

Die Frau stellte den Stoffbeutel ab, breitete ihr Tuch auf dem Betonboden aus und hockte sich hin. Sie lehnte sich an die Tunnelwand und wiegte das Baby. Der Mann setzte sich zu ihr, knüpfte den Beutel auf, holte ein Messer heraus und pellte eine Kartoffel.

Die beiden glaubten wohl, sie hätten es geschafft. Wahrscheinlich wussten sie nicht einmal, dass sie Fahrscheine brauchten, und der Versuch, illegal in den Westen einzureisen, scheiterte womöglich daran, dass sie beim Schwarzfahren erwischt wurden. Einen Augenblick lang geriet ich in Versuchung, ihnen Fahrscheine zu kaufen. Nur einen Augenblick lang und nur wegen des Babys. Damit man es nicht in den Krieg zurückschickte. Aber war ich Mutter Theresa?

Ein Graumeliertes in heller Hose und dunkelrotem Pulli

mit V-Ausschnitt kam auf mich zu und schwang lässig seine Reisetasche. Er sah aus wie einer von denen, die Hassan im Libanon die fünftausend D-Mark hingeblickert und schon einen von Moritz unterschriebenen Asylantrag in der Tasche hatten. Keiner, der seine Religion als Grund für die Flucht bemühte, politisch verfolgt, das passte besser zu ihm. Und er sah aus wie einer, der in Dollar bezahlt hatte. Er legte dem Mann am Fahrkartenschalter ein Markstück hin. Ganz selbstverständlich. Hassan hatte ihn gut vorbereitet. Genau dafür wurde er ja schließlich von uns bezahlt.

Der Nächste, höchstens zwanzig, kräftige Statur, schleifte einen Seesack hinter sich her. Hätte er sich von uns einschleusen lassen, Onkel Albert hätte sofort einen Job für ihn gehabt und wir hätten eine satte Provision kassiert. Er wäre bestimmt ein guter Türsteher in einer Bar oder einem Puff am Stutti, überlegte ich, als er an der Treppe zum U-Bahnhof den Seesack über seine Schulter hievt. Hinter ihm, wie ein Schatten, ein Mann in Blue Jeans und Hemd. Ein Hemdsärmel war leer; an der Manschette zugeknötet, schaukelte der Stoff hin und her. Hin und her. Erst als die Stahltür wieder zuknallte, konnte ich mich von diesem Anblick losreißen.

Eine Hertie-Tüte; das einzige Gepäckstück, mit dem einer einreisen durfte, den ich einschleuste. Graue Stoffhose mit Bügelfalte. Hellblaues Hemd, bis zum Kragen zugeknöpft. Alles westlich, alles korrekt. Das Haar des Mannes auf dem Foto war glatt und gescheitelt gewesen. Aber dieser Typ hier, der so lässig in den Knien wippte, hatte einen Afrolook. Erst als er nur noch ein paar Schritte entfernt war, erkannte ich ihn an dem Grübchen, das sein Kinn spaltete. Er war viel blasser als auf dem Foto, und er war schwächling, fast zart. Ich machte einen Schritt auf ihn zu. »Hallo, Mahmoud. Ich bin Maria.«

Mahmoud umarmte seine Tüte. »Merhaba.«

»Sprichst du Deutsch?«

»Non, Madame.«

»Tu parles français?«

»Non, Madame.«

»English?«

»Non, Madame.«

»Kennst du das Zauberwort?«

»Non, Madame.«

Ich sah mich um, flüsterte: »Asyl.«

Mahmouds buschige Augenbrauen schoben sich zusammen. Nur eine steile Falte trennte sie. »Non, Madame.«

»Asyl. Sag es einfach. Asyl. ASYL.«

»Assil.«

»Na siehste, geht doch. Komm mit. Hassan wartet auf dich.«

»Hassan.« Beim Namen seines Cousins huschte ein Lächeln über sein angespanntes Gesicht.

Noch mehr Flüchtlinge mit sperrigem Gepäck strömten in den Tunnel. Einer trug einen Turban und Pumfosen. Da konnte er die Schnüffler von der AGA auch gleich nach dem Weg zur Abschiebehafst fragen. Die Familie saß noch immer auf dem Boden. Die Mutter lehnte ihren Kopf an die Tunnelwand, schaute müde in eine flackernde Neonlampe und wiegte das Baby. Der Mann schob sich eine Kartoffel in den Mund. Vielleicht war heute ja ihr Glückstag, Fahrscheine hin oder her.

Ich lenkte Mahmoud die Treppen zum U-Bahnhof hinunter und reihte mich in die lange Warteschlange am Intershop ein. Im Gegensatz zu den mehr als zwei Dutzend Leuten vor uns stand ich nicht wegen der zollfreien Ware an. Ich wollte nur Zeit schinden, bis die AGA abgerückt war. Die Arbeitsgruppe Ausländer war von der West-Berliner Polizei gegründet worden, um Illegale abzufangen. Sie kontrollierte Bahnhöfe im Westen. Nur im Westen, Ost-Berliner Territorium durfte sie nicht betreten. Das unterstand der Hoheit der Grenztruppen der DDR, Soldaten, die der Stasi unterstellt waren – und die interessierten sich nicht für uns. Aber das wusste Mahmoud natürlich nicht. Er drehte ihnen den Rücken zu und starrte auf seine Schuhspitzen, als sie in ihren moosgrünen Uniformen auf uns zu, an uns vorbei marschierten. Ein dicker Mann

mit Brille drängelte sich vor. Es dauerte zwei Zigarettenlängen, bis er an der Reihe war. Er kaufte drei Flaschen Whisky, stellte sie in seine abgewetzte Aktentasche und schob drei oder vier Stangen Reval hinterher. Eine Schweißperle tropfte von seiner Stirn auf den Hundertmarkschein in seiner Hand. Ich kaufte nur zwei Toblerone, eine für Onkel Albert, eine für mich.

Wir stiegen in den nächsten Zug in Richtung Tegel. In den Raucherwaggon. Neben einer Frau mit Kippe zwischen den Lippen und Strickzeug in den Händen wurden zwei Plätze frei. Mahmoud stellte seine Hertie-Tüte zwischen sich und die Frau, erst dann setzte er sich. Die Zugtüren schlugen zusammen, die U-Bahn fuhr los. Mahmoud zog eine zerknitterte, filterlose Zigarette aus der Tüte, strich sie glatt und steckte sie in den Mund. Schnell verbarg er seine Hand in der Hosentasche; aber nicht schnell genug. Ich hatte es gesehen. Am kleinen Finger seiner rechten Hand fehlte ein Glied. Der Stumpf sah wund aus.

Nur kurz war der Zug durch den Tunnel gerast, da quietschten schon die Bremsen. Oranienburger Tor. Die U-Bahn schlich in den düsteren, von Soldaten bewachten, menschenleeren Bahnhof. Ein Bein auf einem Schutthaufen, wiegte einer der beiden eine Kalaschnikow, wie die Frau ihr Baby gewiegt hatte. Mahmoud zuckte zusammen. Er konnte ja nicht wissen, dass die Züge unter Ost-Berlin nicht anhalten durften, außer am Grenzübergang Friedrichstraße. Die Bahn beschleunigte wieder, bis zum nächsten Geisterbahnhof. Diesmal duckte Mahmoud sich sogar. Einer der Soldaten auf dem im Dämmer liegenden Bahnsteig stand breitbeinig da, die Kalaschnikow auf uns Fahrgäste gerichtet. Bevor wir in den letzten bewachten Bahnhof einfuhren, versuchte ich Mahmoud abzulenken. »Nabil freut sich schon auf dich. Kennst du Tarek?«, fragte ich ihn, obwohl ich wusste, dass er mich nicht verstand, »mit den beiden wirst du dir ein Zimmer teilen. Und Hassan wartet am Bahnhof Wedding auf uns.« Mahmoud legte einen Finger in sein Grübchen und zwinkerte. Mein Herz holperte.

»Reinickendorfer Straße!« Wie immer knarrte der Lautsprecher. Mein Blick flog den Bahnsteig hinunter. Viele Wartende. Keine Soldaten. Keine Uniformen. Mahmoud atmete hörbar auf, aber die AGA arbeitete in Zivil. Farblos bleiben. Leise, dezent und unaufgeregt durchschlüpfen.

Die Frau neben Mahmoud packte ihr Strickzeug ein, lief zur hinteren Waggontür, und Mahmoud legte seine Hertie-Tüte auf den leeren Sitz. Zwei Männer stiegen ein. Der ältere von ihnen nahm den Dicken mit der Aktentasche ins Visier. Der senkte seinen roten Kopf und stellte die Tasche auf den Boden. Zollbeamte? Fast hätte der Dicke mir leidgetan, wäre da nicht der Typ im Holzfällerhemd am anderen Ende des Waggons gewesen, der uns im Blick hatte. Gleich würde er Mahmouds Pass verlangen und darin herumblättern, bis er den Stempel fand, der jenseits der Stahltür hineingedrückt worden war. Soso, würde er sagen. Kein Visum. Kein Aufenthalt. Illegal eingereist. Aufstehn. Mitkommen.

Mahmoud müsste das Zauberwort sagen. Doch heute würde ich einschreiten müssen. »Asyl«, würde ich sagen. »Mein Verlobter beantragt Asyl. Morgen gehen wir zu unserem Anwalt und Montag zur Ausländerpolizei.« Ich begann in meiner Handtasche nach der Visitenkarte zu kramen. »Hier, sehn Sie, Rechtsanwalt Richard Moritz. Er vertritt uns.« Und dann? Würde mir passieren, was schon Moni, Regine und Silvia passiert war. Ich müsste meinen Ausweis vorzeigen, er würde mich registrieren. Mahmoud wäre gerettet – und ich verbrannt. Nur weil Hassan seinen Job nicht richtig machte.

»Zurückbleiben!« Die Türen fuhren zusammen. Der Holzfäller baute sich vor Mahmoud auf. Es gab kein Entkommen mehr, und ich fühlte zum ersten Mal, warum man es Verbrennen nannte.

»Nimm ma' die Tüte da weg und rutsch 'n Stück. Da pass ick ooch noch zwischen«, sagte der Typ.

Mahmoud schaute zu ihm hoch. »Assil?«

»Wat haste zu meckern?«

»Komm Schatz, wir müssen sowieso aussteigen«, sagte ich,

griff Mahmoud am Ellbogen und zog ihn hinter mir her zum nächsten Ausgang. Ich wischte mir über die feuchte Stirn, zerknüllte die Visitenkarte, hielt den Atem an, bis der Zug endlich anhielt.

Bahnhof Wedding.

Ich schob die Türen auseinander. Ein paar Herzschläge noch, ein paar Schritte und dreiundzwanzig Stufen. Ich nahm drei auf einmal, und irgendwie schaffte Mahmoud es, neben mir zu bleiben. Das Rascheln seiner Tüte war das Einzige, was ich wahrnahm.

Geschafft!

Geschafft! Geschafft! Geschafft!

Hassan wartete vor dem Arbeitsamt, an seinen Ford Taunus gelehnt, und lachte. Wenn Hassan lachte, wurden seine Gesichtszüge weich; die Sommersprossen gaben ihm etwas Jungenhaftes und sein glänzendes rotbraunes Haar sogar etwas Sympathisches. »Yalla Mahmoud!«, rief er. Wie bei allen Arabern nistete sich das L in seinem Gaumen ein, wenn er arabisch sprach. »Yalla! Imsche!«

Mahmoud rannte über die Müllerstraße. Die beiden umarmten sich, küssten sich auf die Wangen. Hassan fuhr mit der Hand durch Mahmouds Afro und redete auf ihn ein. »Ich habe meinem Cousin gesagt: Vergiss arabisch«, erklärte Hassan mir und strich über seine Krawatte. »Wenn du für Ali arbeiten willst, habe ich ihm gesagt, musst du die deutsche Sprache lernen. Sehr schnell. Sehr gut.«

»Das hätte dir verdammt noch mal früher einfallen müssen«, fuhr ich ihn an. »Nicht mal das Zauberwort kannte er. Ich hätte verbrennen können! Kannst du dir vorstellen, was Ali dann mit dir ...«

»Er kennt es. Aber er ist ein dummer Analphabet.«

Während unserer Auseinandersetzung trat Mahmoud von einem Bein auf das andere, als wäre er bereit, jeden Moment zu fliehen. Sein Blick flog zwischen Hassan und mir hin und her. Dann stieß er einen Wortschwall aus, bis Hassan ihn un-

terbrach. »Mein Cousin fragt, wie weit es ist in das andere Berlin. Das im Westen.« Er lachte. »Er fragt, ob wir warten, bis es Nacht ist. Ob es Stacheldraht gibt und Scheinwerfer. Warum die Soldaten dort unten sind.« Hassan deutete zum U-Bahneingang. »Er fragt, wann wir ihn schleusen.« Hassan bückte sich, legte eine Handfläche auf den Bürgersteig, schaute zu Mahmoud hoch. »Es ist vorbei. Das ist West-Berlin! Oualla! Ich schwöre!«

Mahmoud blickte in den wolkenlosen Abendhimmel. Er ließ die Hertie-Tüte fallen, drehte sich einmal um sich selbst. »Allahu akbar«, rief er. »Allahu akbar!« Er fiel auf die Knie, als wolle er beten oder gar den Boden küssen, doch Hassan packte ihn am Ellbogen und zog ihn hoch. »Atini Passport«, sagte er zu Mahmoud. Der zog seinen Pass aus der Hosentasche, hielt ihn aber fest. »Atini!«, herrschte Hassan ihn an und riss ihm den Pass aus den Fingern. Dann hob er die Plastiktüte auf, warf sie in den Ford. »Sag Ali, dass ich meinen Cousin morgen Abend ins Big Apple bringe. Und sag ihm, alle Asylanträge sind verkauft. Bis Dienstag brauche ich neue.« Hassan manövrierte seinen Cousin zur Beifahrtür, fuhr im Vorbeigehen mit dem Daumen über meine Stirn. »Ich habe mich immer gefragt, warum du das Haar im Gesicht trägst, obwohl dir das nicht steht.« Er grinste.

Ich wusste es sofort. Ich hatte meinen dünnen blonden, mit viel Haarspray zementierten Pony aus der Stirn gewischt. Der Holzfäller war schuld. Hassan hatte sie gesehen, die gekrümmte Narbe, die meine linke Augenbraue nach oben zog. Sie gab meinem Gesichtsausdruck etwas Dummes, Fragendes. Ich strich mir die Haare wieder in die Stirn.

Mahmoud verneigte sich, legte eine Hand, die mit dem verstümmelten Finger, auf sein Herz. »Schukran«, sagte er und stieg ein.

Ich fuhr zum Big Apple.

Die Eingangstür stand sperrangelweit auf. Nabil, lang und dürr, stand auf der Leiter und wischte mit einem Tuch die Neonröhren. Jeden Abend musste er das machen, damit der Schriftzug gut sichtbar in die Nacht strahlte. Darauf bestand

Albert. Mit seiner Nachbarin am Stutti hatte er diesen Aufwand nicht betrieben, aber da war Nabil auch noch nicht bei uns gewesen.

»Merhaba!« Nabil kletterte von der Leiter. »Ich habe deinen Platz geputzt«, sagte er mit einem langen Blick auf mich. Obwohl er fast einen Kopf größer war, fühlte es sich immer an, als schaue er zu mir auf. »Und ich habe die neuen Bilder an die Wand geklebt.«

Ein kurzer Blick auf die Fotos in meinem Kassenhäuschen genügte mir. »Warum müssen die mich jede Nacht anstarren? Ich weiß auch ohne die Polaroids, wer Hausverbot bekommen hat.«

»Ali will das so.«

»Ali will das so«, äffte ich ihn nach.

»Ist Mahmoud gut angekommen?«, fragte Nabil.

»Ja.«

»Gut. Im Libanon hat er keine Freunde. Keine, die gut sind für ihn.«

»Soso.«

»Hassan, Mahmoud und ich – wir sind wie Brüder.«

»Und warum ist er dann nicht mit euch zusammen eingereist?«

»Hassan und ich sind nach Berlin gekommen, um zu studieren.«

»Studieren! Ihr seid zu Alis Handlangern verkommen.«

Nabil hob die Augenbraue. »Verkommen? Wie meinst du das, verkommen?«

»Sagt man so, wenn jemand nichts aus sich macht.«

»Im Libanon ist Krieg. Niemand hat Arbeit. Unsere Familien brauchen Geld. Sobald Friede ist, ist immer noch Zeit zu studieren. Und du, Maria? Was machst du aus dir?«

»Was geht dich das an?« Ich holte den Kamm und das Haarspray aus meinem Kassenhäuschen, toupierte vor dem Garderobenspiegel meine Haare. »Also, warum ist Mahmoud nicht mit euch zusammen abgehauen?«

Nabil drehte mir den Rücken zu. »Manchmal hat man

keine Wahl. Mahmoud muss schon sein Leben lang ... verkommen«, sagte er und ging hinaus.

Ich trug den rosa Lippenstift auf, knöpfte die obersten Knöpfe meiner neuen Bluse auf, betrachtete zufrieden mein Spiegelbild und sprintete die Stufen zur Bar hinunter. Das Scheinwerferlicht brach sich in der Diskokugel über der leeren Tanzfläche, tastete sich über die alten Holzdielen, Tische und Stühle, glitt über den Tresen. Hot Dog nickte mir vom DJ-Podium zu. Den Kopfhörer aufgesetzt, wippte er hin und her. Offenbar blendete er die Platten wieder an verschiedenen Stellen aus, um den richtigen Mix zu finden. Bevor er nicht zufrieden war, schaltete er die Lautsprecher nie ein, und so war das Klirren der Gläser zu hören, die die neue Barfrau ins Regal stellte. Ich lehnte mich an die Bar und streckte meinen viel zu flachen Hintern raus, genau so, wie ich es als Teenie vor dem Spiegel geübt hatte. »Mach mir mal 'n Futschi«, sagte ich. Die Barfrau ließ ein paar Eiswürfel ins Glas fallen und schüttete Asbach hinein. Aus dem Zapfhahn zischte Cola. Ich versuchte, mich mit einem durchdringenden Blick an Hot Dogs Augen festzusaugen, ihn anzustacheln, das wirkte immer, bei jedem – aber Hot Dog schaute nur kurz herüber. Kein verzehrender Blick mehr. Seit Dienstag war er auf Distanz, und nur noch das Amulett an seiner goldenen Kette blitzte mich an.

»Übrigens, da drin ist dicke Luft!«, sagte die Barfrau und zeigte auf Alberts Bürotür.

»Daran musst du dich gewöhnen.« Seitdem mein Onkel neben den Einschleusungen und allem anderen mit Hassan auch das Autoschiebergeschäft ausbaute, war er so nervös, dass er pro Nacht ein halbes Pfund Paranüsse zerbiss und sie als Brei ausspuckte. Wenn er keine Nüsse zermalmen konnte, hackte er auf dem Personal herum. Er konnte schon aus der Haut fahren, weil man in seiner Gegenwart atmete.

»Prost.« Ich kippte den Futschi in einem Zug runter.

Die Decke unter Alberts Schreibtisch verrutschte und schlug Falten, als Filou sich auf seine Pfoten stemmte. Er humpelte auf

mich zu, drückte seine graue Boxerschnauze an mein Knie. Mein Onkel saß am Schreibtisch, blätterte in der BZ und klopfte ohne aufzuschauen auf die Geldkassette. In seinem nachtblassen Gesicht breiteten sich die roten Äderchen wie ein Spinnennetz von seiner Nase über die Wangen aus. »Die Markstücke sind knapp. Die Verzehrbons auch. Hol mal 'ne neue Bonrolle aus'm Lager.«

»Hast du Filou die Tablette gegeben?«

»Natürlich.« Albert schob die Geldkassette über den Schreibtisch.

»Und das Personal?«, fragte ich. »Hast du die Getränkechips ans Personal verteilt?«

Er schaute nur kurz auf. »Soll ich dir auch noch die Geldkassette nach oben tragen und den Hocker unter den Arsch schieben?«

»Schon gut.« Ich holte eine Bonrolle aus dem Vorratslager und schlenderte mit der Kassette nach oben in mein Kassenhäuschen. Nabil hatte nicht nur den Aschenbecher ausgewaschen und die Ablage gewischt, sondern auch aufgeräumt. Gummiknüppel und Baseballschläger lagen in der Ablage unterm Tresen, die Polaroidkamera und das Stempelkissen griffbereit. Und noch etwas lag dort – ein Messer mit Horngriff. Ich kratzte mit dem Fingernagel über die geschwungene Klinge. Schorf, es fühlte sich an wie Schorf. Was hatte das Messer hier zu suchen? Prügel waren erlaubt; sie gehörten in diesen Schuppen wie die Zigarette danach, aber ein Messer war eine Waffe. Ali würde durchdrehen, wenn er davon erfuhr.

Tarek stürmte herein. Seine Augen taxierten mich, wie er alles taxierte. Tarek hatte mehr von einem Wachhund als von einem Rausschmeißer. Eine Bulldogge, die sich ohne zu zögern an jedem festbiss, auf den Onkel Albert ihn hetzte.

»Wo kommt das Messer her?«, fragte ich ihn.

Er beugte sich zu mir ins Kassenhäuschen. Wie immer stank er nach Rauch. »Schaust du hier.« Er tippte auf eines der neuen Fotos.

»Und warum ist Blut an der Klinge?«

Tarek zuckte mit den Schultern, schob seinen massigen Körper zur Treppe und hastete die Stufen hinunter, die unter seinem Gewicht knarnten. Ich versteckte das Messer unter den Baseballschlägern. Ich würde mich später darum kümmern. Hot Dog spielte nämlich den Hustle. »*That's the way ... aha ... aha ... I like it ...*«, sang ich mit, schwang meine Beine über den Tresen, der das Kassenhäuschen und die Garderobe vom öffentlichen Bereich trennte, und machte vor dem Spiegel ein paar Tanzschritte. Nabil gaffte vom Eingang herüber. »Los, komm! *One – two – three – four. And forward* – klatschen«, rief ich, aber er blieb stehen, als wäre er angewachsen. »Los, Nabil, komm schon! *Move to the right. Slide to the left. Make a turn.* Ist gar nicht so schwer.«

»Ich kann ihn nicht leiden.« Nabil schob den Barhocker vor das Kassenhäuschen, setzte sich und verschränkte die Arme vor seiner schmalen Brust. »Der Neger soll in seiner Kaserne Musik machen.«

»Mann, du weißt doch, dass mit Hot Dog der Umsatz gestiegen ist. Die Leute, die seinetwegen kommen, lassen mehr Geld hier, als ...« Die Araber, die vom Sozialamt leben und sich eine ganze Nacht lang an einer Cola festhalten, hätte ich beinahe gesagt. »Warum arbeitest du überhaupt für uns, wenn dir das so egal ist? Als Türsteher am Stutti verdienst du zehnmal so viel wie hier.«

»Du denkst zu viel an Geld, Maria.« Er griff nach dem Stempelkissen. »Und du bumst mit Hot Dog.« Nabil schaute mich nicht an; er sprach zu dem Stempel in seiner Hand. »Merkst du nicht, dass er nur mit dir spielt?«

Hot Dogs heißer Atem, der meine Halsbeuge gestreichelt hatte, sein Amulett, das kühl über meine Haut gestreift war, seine Hände, die überall gewesen waren ... Wenn das ein Spiel war, wollte ich eine Revanche. »Es geht dich zwar nichts an – aber vielleicht spiele ich ja mit ihm?«, log ich.

Vor der Tür kratzten Messingabsätze über den Asphalt. Es klang verdammt nach der Kleinen mit der viel zu blonden Mähne und den viel zu kurzen Beinen. Ines. Sie warf mir

ein Fünfmarkstück hin, grapschte nach dem Verzehrbon und streckte Nabil den Arm entgegen, als erwarte sie einen Handkuss. Gleichgültig drückte er den Stempel auf ihren Handrücken. Ines räkelte sich vor dem Spiegel, sodass ihr viel zu knappes Hemd hochrutschte und ich den Anblick ihres Hüftspecks ertragen musste.

Zwischen einundzwanzig Uhr und Mitternacht, wenn die Massen den Eingang verstopften und die Nachtluft aussperrten, war es stickig in meinem Kassenhäuschen – später dann, meist nach fünf Uhr, ohne das Stimmengewirr, ohne die hitzigen Körper, stumpfte die Atmosphäre schnell ab; die Bässe waren hohl und sogar Barry White klang dann blechern. Höchste Zeit nachzuschauen, ob unten noch was los war.

Zwei Frauen im Partnerlook tanzten mit einem unserer Stammgäste, einem rot gelockten Deutschen. Die Barfrau stellte Gläser ins Regal. Tarek schaute ihr dabei zu. Zumindest machte es den Anschein. Doch ich war sicher, dass er die fünf, sechs Leute am Tisch jenseits der Tanzfläche im Visier hatte. Und Hot Dog? Knutschte. Mit Ines! Ausgerechnet mit dieser Schlange. Ich kletterte auf das Podium, stieß die Nadel von der Schallplatte, griff das Mikrofon und sagte: »Schluss für heute!« Schnell ließ Hot Dog Ines los. Die hüpfte vom Podium und stakste zu den Klos.

Albert war am Schreibtisch eingenickt. Ich knallte die Geldkassette auf die Tischplatte und er schreckte hoch. Wortlos drehte er den Schlüssel, kippte die Münzen aus der Schale und zählte sie. Blätterte die Geldscheine auf den Schreibtisch und zählte sie. Hämmerte die Zahlen in die Rechenmaschine, griff nach der Bonrolle und verglich die Nummer mit den Einnahmen.

»Denkst du mal wieder, ich kann nicht zählen?«, fragte ich. »Oder glaubst du, ich bescheiße dich?«

»Zahl die Leute aus.« Er blätterte sieben Zwanziger vor mir auf den Schreibtisch.

»Da fehlen zehn Mark«, sagte ich, inzwischen gelangweilt, weil er das Spiel jede Nacht wiederholte.

»Kann mich einfach nich' dran gewöhnen, dass de dich nich' mehr an unsere Absprachen hältst!« Er warf mir einen Zehner hin. »Und dass der Ami 'n Zehner mehr kriegt wie die andern.«

»Als. Als die andern.« Ich bückte mich nach einer herumliegenden Nuss. »Einen wie Hot Dog kriegt man nicht für zwanzig, weißt du doch selbst. Dafür zieht er ne Menge Leute an.«

»Der zieht euch Weiber doch lieber aus wie an.«

Sein forschender Blick, sein lauerner Tonfall. Konnte er wissen, dass ...? »Als. Aus als an. Außerdem schuldest du mir 'nen Fuffi. Oder hast du vergessen, dass ich vor ein paar Stunden Hassans Cousin eingeschleust habe?«

Ich stopfte den Fünfzigmarkschein, den er mir in die Hand drückte, in die Hosentasche, schob die zwanzig Mark Lohn für den Abend hinterher und warf ihm die Nuss zu. »Um deinen Abfall musst du dich schon selbst kümmern. Ich bin nicht deine Putze, ich wasche nur dein Geld.«

»Ich lache später«, knurrte er. »Und jetz' geh und zahl die Leute aus. Ich will vor Pfingsten zu Hause sein.«

2

»Filou!« Ich nahm die Hundeleine vom Garderobenhaken und wartete. Jedes Mal dachte ich, jetzt ist es so weit, er wird nicht mehr reagieren. Jedes Mal irrte ich mich; der alte Filou – trotz der Tabletten versteifte seine Wirbelsäule – humpelte aus Onkel Alberts Schlafzimmer. An diesem Nachmittag mussten wir uns beeilen, Schmerzen hin oder her. Ich legte Filou das Halsband um, schob ihn aus der Wohnungstür und zog sie mit dem Fuß zu, den Korb mit dem Abendessen in einer Hand, die Hundeleine in der anderen. „Du weißt, was Albert mir wieder vorhalten wird. Damals, wie ich noch die Blue Baloo Bar hatte, wird er sagen, war ich da nich’ immer pünktlich zu Hause, um dir Frühstück zu machen? Hab ich dir nich’ Stullen geschmiert und dich zur Schule gebracht? Bin ich nich’ mit Filou Gassi gegangen? Kann ich da nich’ mal pünktlich mein Essen erwarten, verdammt noch mal? – Genau das wird er sagen, Filou.« Genau das sagte Onkel Albert zwar nie, denn wenn er wütend war, nannte er Filou einen Köter und statt Frühstück sagte er Fressen. In solchen Momenten hielt ich Filou die Ohren zu. Aber das Verdammt noch mal kannte er. Onkel Albert hatte es so oft im Mund wie ein Kettenraucher seine Kippe.

Vor dem Haus blieb Filou stehen. »Nur die paar Schritte bis zum Big Apple«, tröstete ich ihn. »Wir gehen ganz langsam.«

Nabil nickte mir zu, warf das Tuch über seine Schulter, fuhr mit beiden Händen durch sein schwarzes, welliges Haar. Stumm fasste er nach der Hundeleine, wickelte sie um sein Handgelenk, schob die Arme unter Filous Bauch und trug ihn nach unten.

Ich folgte ihm, warf einen unauffälligen Blick zum DJ-Podium, aber es war leer. »Hast du schon mit Mahmoud gesprochen?«, fragte ich.

»Ja«, antwortete Nabil, setzte Filou vor der Bürotür ab und machte kehrt.

Albert saß am Esstisch in der Ecke; den Ellbogen neben dem Geschirr aufgestützt, fuhr er sich mit dem elektrischen Rasierapparat über das Kinn.

»Nicht schon wieder! Rasier dich am Waschbecken oder am Schreibtisch!«

Er legte den Rasierapparat auf den Tisch, pustete die Stopfeln von den Tellern. Sie flirrten durch die Luft. »Was meinsten?«, fragte er Filou, »ob Maria ihre Bummelei wieder mal auf deine Spontinose schiebt? Oder warum kommt ihr so spät?«

»Ich musste noch einkaufen.« Ich drehte mich vor ihm in meinem neuen kurzen Kleid, zeigte auf die roten Pumps. »Ich liebe Bartstopfeln. Aber nur im Gesicht. Du kannst heute alleine essen. Ich hol mir eine Currywurst.« Aber ich lief nicht zur Currywurstbude, ich lief zur Telefonzelle und rief in McNair an. Hot Dog hatte sich für das ganze Wochenende aus der Kaserne abgemeldet.

Die große Schüssel war leer. Albert hatte die ganze Portion Hummus alleine gegessen. Ich stellte gerade das schmutzige Geschirr in den Korb, als an die Bürotür geklopft wurde.

»Wer will was?«, murrte Albert.

Hassan schob Mahmoud ins Büro. »Hallo, Ali. Ich bringe dir meinen Cousin.« Er führte Mahmoud, der in einem viel zu großen schwarzen Jackett steckte, zum Schreibtisch.

»Gut Abnd.«

Mein Onkel stellte sich vor Mahmoud und gab ihm die Hand. »Ich bin Ali.« Neben dem massigen Albert sah Mahmoud noch schmaler aus. »Willst du mich verarschen, Hassan?«, blaffte Albert. »Der soll schon seit zwanzig Jahren Autos reparieren?«

»Mahmoud war sieben, als sein Vater starb. Als ältester Sohn sorgt er seitdem für die Familie.«

»Wie – seitdem!«

»Zwei Frauen konnte Mahmouds Vater sich leisten. Als er tot umfiel, hinterließ er fünf Mädchen und zwei Jungen. Aber kein Geld.« Hassan klopfte Mahmoud auf die Schulter.

»Schon am Tag danach arbeitete mein Cousin in Abu Sajis Werkstatt.«

»Und du willst mir erzählen, davon hat 'n kleener Pimmel wie der 'ne ganze Familie ernährt?«

»Nicht er alleine. Der Koran verpflichtet zur Wohltätigkeit. Alle müssen helfen. Verwandte, Freunde, Nachbarn. Alle.«

»Stimmt das?« Albert musterte Mahmoud.

»Non, Monsieur Ali.«

»Non, Monsieur Ali? Du quatschst Französisch?«, fuhr Albert ihn an. »Haste das beim Schrauben gelernt? Wat is' mit Deutsch?«

»Mahmoud ist Analphabet«, sagte Hassan. »Er spricht nur Libanesisch, nicht mal Hocharabisch.«

»Kein Hocharabisch«, sagte Albert, »jammerschade. Stell dich mal grade hin, Junge.« Er steckte seine Hände in die Hosentaschen, machte ein paar ausladende Schritte um Mahmoud herum. »Kannste an der Kasse arbeiten? Oder an der Bar?«

»Addieren? In einer fremden Währung?« Hassan schaute Mahmoud zweifelnd an. »Du hast einen Mechaniker bestellt, Ali. Keinen Professor.«

»Wohnt er bei dir?«

Hassan trat unruhig von einem Fuß auf den anderen. »Ich bin die Hälfte jedes Monats unterwegs nach Libanon. Ich lasse Mahmoud nicht mit meiner Frau zusammenleben. Gib ihm ein Bett am Stutti und mach ihm einen guten Preis.«

»Er zahlt, was alle zahlen.«

»Wie viele Jahre muss er dann für dich arbeiten, bis er seine Schulden beglichen hat?«, fragte Hassan empört.

»Bei den andern ist dir das egal.«

»Mahmoud ist mein Cousin!«

»Du weißt so gut wie ich, Hassan, dass das Sozialamt fast fünfzig Mark zur Miete zuzahlt. Pro Woche«, mischte ich mich ein.

»Na siehste! Die Hälfte.« Onkel Albert setzte sich in seinen Schreibtischstuhl, rieb den Hinterkopf am Leder und blähte die

Nasenflügel; wie immer, wenn er Kohle witterte. »Dein Cousin is 'n Schönling. Wär er ein Weib, käm ich glatt in Versuchung, ihn ans Roxy zu vermieten. Besorg ihm 'ne Arbeitserlaubnis, wie Nabil hat. Als Putzfrau. Oder Gläserwäscher; irgend so was. Er arbeitet hier, wo ich ihn im Auge habe, und wenn du aus'm Libanon zurück bist, arbeitet er tagsüber noch in der Werkstatt. Dann sind seine Schulden ruckzuck Geschichte.« Albert rieb Daumen und Zeigefinger aneinander. »Die Weiber werden uns die Türen einrennen, wenn se seine schwarzen Augen sehn und seine schwarzen Haare auf der Brust – er hat doch Haare auf der Brust? Kriegt zehn Prozent von jedem Drink, den die Weiber springen lassen. Würdest doch ooch auf ihn fliegen, Kleene. Oder?«

Ich zuckte mit den Schultern. »Ich find ihn ziemlich schwächig, aber ja, er hat ein schönes Gesicht.«

»Na siehste, Junge! Zeig dich, bewege dich – aber nich' grapschen, verstanden?«, sagte Albert. »Nebenbei wischste die Tische ab und wäschst die Gläser.«

Hassan übersetzte. Mahmoud schnaubte.

»Passt ihm was nich'?«

»Er ist gekommen, um Autos zu reparieren, nicht um Gläser zu waschen.«

»Wer für mich arbeitet, macht sich die Finger dreckig. Spielt es da 'ne Rolle, mit was?« Albert lachte. »Montagabend bringste ihn her. Halb sieben. Mit Duldung und Arbeitserlaubnis. Aber versteck den Hübschen nich' wieder unter deinem Jackett. Reicht doch, dass du immer wie 'n Lackaffe rumrennst. Und jetz' raus hier. Alle!«

Es war noch Zeit für einen Futschi an der Bar. Die Barfrau umarmte Hassan über den Tresen hinweg und drückte ihm ihre rot geschminkten Lippen auf den Mund. Mahmoud beobachtete die beiden, rieb seine Zeigefinger aneinander, schaute mich an.

»Er will wissen, ob ich was mit ihr habe«, sagte Hassan, »weil wir uns zur Begrüßung küssen.«

»Und? Hast du?«

»Ich hab sie an Ali vermittelt, mehr nicht. Mein Cousin muss viel lernen. Besonders über deutsche Frauen. Du kannst ihm helfen, Maria.«

»Bin ich Babysitter?«

Das Licht der Scheinwerfer glitt über Hassans Gesicht, über Mahmouds Afro. Ich floh nach oben, in mein Kassenhäuschen.

Montags wollte Onkel Albert nicht geweckt werden. Montags wollte er im Bett bleiben, bis ihm das Kreuz weh tat. Montags ließ er sich Badewasser einlaufen, so heiß, dass die Luft dick wie in der Sauna war. Montags war Waschtage in unserer Wohnung am Hohenzollerndamm. Da rasierte er sich nass und kippte sich so viel Rasierwasser ins Gesicht, dass sich der Geruch wie ein bissiger Hund um ihn legte.

An jenem Montag im April jedoch kroch schon am Vormittag der Geruch nach frischen Brötchen und Kaffee in mein Zimmer. Und eine Stimme. »Maria? Leiste uns Gesellschaft, Kind. Ich habe was vom Bäcker mitgebracht.« Richard Moritz war nicht nur unser Anwalt, als mein Vormund hatte er mein Herz schon aus dem Takt gebracht, bevor ich lesen und schreiben konnte. Moritz, der Galan, in dessen Gegenwart meine Lehrerinnen stets nur noch ein Kichern zustande gebracht hatten.

»Die Kleene war lang unterwegs. Lass sie schlafen, Alter.«

Ich kniff mir fest in beide Wangen, um ein bisschen Farbe in mein verschlafenes Gesicht zu zaubern. Dann zog ich meinen Bademantel an, den kurzen, und ging in die Küche.

»Guten Morgen, Kind.« Moritz sprang auf.

Seit wann hatte er diesen Bauch? Warum drückte er beim Gehen die Knie zusammen, als würde er sich gleich in die Hose machen? Womöglich trug er Schuheinlagen? Was für ein deprimierender Gedanke. Ich rieb meine Nasenspitze an sei-

nen grauen Bartstoppeln. Solange ich denken konnte, hatte ich versucht, Moritz auf den Mund zu küssen, aber immer hatte er den Kopf weggedreht und meine Lippen landeten auf seiner Wange. Jetzt sahen seine Lippen trocken aus und waren rissig. Er roch nach Ted Lapidus, doch auch sein Parfum hatte seinen Reiz verloren. An diesem Vormittag war es vorbei mit meiner Lust auf ihn als Mann, mit meiner kindlichen Sehnsucht nach ihm als Vater. Was blieb, war die Scham, weil beides sich anfühlte wie Verrat an meinem Onkel. Ich ging zu Albert hinüber, der am Küchentisch saß, legte meine Hände auf seine Schultern und massierte seinen Nacken. Das mochte er, und ich, ich mochte es auch. Moritz setzte sich wieder an den Tisch und sah mich an, als nehme er mich zum ersten Mal wahr. Zu spät, hätte ich fast gesagt.

»Wie ihre Mutter. Je älter das Kind wird, desto mehr ist sie Helene wie aus dem Gesicht geschnitten«, sagte er zu Albert.

Der schnitt eine Schrippe in Scheiben, so wie man ein Brot in Scheiben schneidet. In aller Ruhe. »Sie hat nichts, aber auch gar nichts von meiner Schwester.« Seine Stimme war kratzig. Das war sie immer, wenn es um meine Mutter ging.

»Sieh sie dir doch nur mal an!« Moritz hüstelte. »Ohne diese dumme Narbe könnte man meinen, Helene stünde vor uns.«

Meine Fingerspitzen zuckten. Oder war es Onkel Alberts Nacken, durch den das Zucken ging?

»Themawechsel«, sagte er.

»Sie ist alt genug, die Wahrheit zu erfahren.«

»Themawechsel.« Die Stimme meines Onkels war wie ein Fausthieb. Moritz hob beide Hände, als hielt er ihm eine Knarre unter die Nase. »Schon gut. Schon gut.«

»Welche Wahrheit?«, fragte ich.

»Falsche Frage, Kleene. Wem seine Wahrheit, musste fragen. Die Antwort is': Moritz seine Wahrheit.«

»Wie du meinst, Albert. Also, kommen wir zum Geschäftlichen.« Moritz öffnete seine Aktentasche und legte zwei dicke braune Umschläge auf den Tisch. Dicker als die, die er nor-

malerweise ins Büro brachte. »Was schätzt du, Kind, wie viele Asylanträge sind das?«

»Blödes Ablenkungsmanöver«, maulte ich. »Mindestens hundert.«

»Exakt.« Moritz schaute mich über den Rand der Kaffeetasse hinweg an, nahm einen Schluck. »Vor drei Tagen kam einer in meine Kanzlei, der in der Friedrichstraße seinen Pass über sein Feuerzeug gehalten hat, und zwar so lange, bis nur noch Asche übrig war. Er hat eine eidesstattliche Versicherung bei mir abgegeben, in der er erklärt, er sei Palästinenser. Ich als sein Anwalt weiß jedoch, dass er der Bruder eines Mandanten ist. Eines Libanesen.« Moritz stellte die Tasse ab. »Was kennzeichnet einen Palästinenser?«

»Is' es mein Job, so was zu wissen, oder deiner, Alter?«

»Warum soll mich eine Lüge mehr interessieren als die Wahrheit?«, fragte ich.

»Ein Palästinenser ist staatenlos. Staa-ten-los! Einen Staatenlosen kannst du nicht abschieben. Er hat kein Heimatland.« Moritz steckte sich eine Salamischeibe in den Mund. »Der Mann wurdeerkennungsdienstlich behandelt. Statt einer Duldung hat er gleich eine Aufenthaltserlaubnis bekommen. Ein genialer Schachzug! Könnte von mir sein, wenn man an einer eidesstattlichen Versicherung mehr verdienen würde als ein Trinkgeld.«

»Was willstest damit sagen?« Albert schüttelte ungläubig den Kopf.

»Wir müssen handeln – und zwar schnell.« Moritz lehnte sich zurück. »Sobald sich das herumspricht, brauchen sie unsere Asylanträge nicht mehr. Hassan muss behaupten, dass sie ohne Pass zwischen Einreise und Abschiebung nur die Zellenwände der Gefangenensammelstelle sehen. Ihm werden sie glauben. Schließlich ist noch keiner von denen, die gekauft haben, abgeschoben worden.«

»Aber es ist nur eine Frage der Zeit, bis es so weit ist, richtig?«, sagte ich.

»Richtig«, antwortete Moritz. »Die Behördenmühlen mahlen

langsam und in ein Kriegsland wird vorerst nicht abgeschoben. Das ist unser Vorteil. Aber ich kann die Anträge auch wieder einstecken und woanders auspacken.«

Albert legte eine Hand auf die Umschläge. »Kommt gar nich' in Frage, Alter. Kleene, nimm die Dinger mit ins Büro. So was will ich nich' im Haus haben.« Er stand auf. »Ich leg ich mich noch mal aufs Ohr. Muss heut Abend in Form sein.«

»Habe ich etwas verpasst, Kind?«, fragte Moritz.

»Montag«, sagte ich. »Stuttitag.«

An jenem Montag ging ich früher als sonst ins Big Apple und nutzte die Ruhe für das, was ich normalerweise erst nach Feierabend erledigte. Ich verglich die Kontoauszüge mit den Einzahlbelegen. Ich sortierte Rechnungen, schrieb Rechnungen, tippte Beträge in die Rechenmaschine und jonglierte mit den Zahlen, bis ich einen Teil des Geldes aus unserem geheimen Safe, dem Kassenbuch untergejubelt hatte.

Geld aus den Schleusungen.

Geld aus den Autogeschäften.

Geld aus den Mieten am Stutti.

Provisionen und Abfindungen.

Dafür brauchten wir die umsatzschwachen Montagnächte. Montag war Waschtag – auch im Big Apple.

Als Albert noch das Blue Baloo besaß, hatte er die Bücher selbst frisiert. Wenn er und Moritz über Geldwäsche sprachen, hatte ich mir früher vorgestellt, er bringe das Geld zusammen mit seinen Hosen und Hemden zur Reinigung. Nach meiner Lehre, zu der Onkel Albert mich verdonnert hatte, weil er mich aus dem Milieu raushalten wollte, zeterte er noch eine Weile herum, wenn ich Genaueres über seine Geschäfte wissen wollte.

Doch als Buchhalterin wusste ich schließlich besser als er, worauf es ankam. 1975 wurde dann die Volljährigkeit von einundzwanzig auf achtzehn herabgesetzt. Im Frühjahr hatte ich ausgelernt, im Oktober wurde ich volljährig – alles andere ergab sich von selbst. Fast von selbst. Moritz, nicht mehr mein

amtlicher Vormund, hatte mir nichts mehr zu sagen, und meinen Onkel konnte ich mit einem einzigen Satz überzeugen: Sonst zieh ich in unsere Wohnung am Stutti und arbeite dort. Das Erste, was ich eingeführt hatte, war der Safe im Vorratslager, von dem niemand wusste außer Albert und mir. Nicht einmal Moritz. Versteckt hinter Filous Futterdosen, deponierten wir dort anfangs nur Schwarzgeld, später kamen die Pässe der Asylanten hinzu und das Schuldenheft.

Ich schlug das Heft auf und schrieb Mahmouds Namen auf eine leere Seite, zog Striche für die Spalten, in denen ich wie bei allen anderen die Rückzahlungen notieren würde. Hinter einem Namen blieb die Spalte nun schon seit vier Wochen leer: Yusuf. Seitdem er nicht mehr am Stutti wohnte, war keine Rate mehr geflossen. Ein Job für Tarek. Der hatte sich bisher jedem an die Fersen geheftet, als liefe er ihnen an einer imaginären Leine hinterher. Angeblich lernte man das bei der PLO. Aber nun bezweifelte ich, dass Tarek überhaupt Palästinenser war.

Ich stülpte die Banderole über die Geldscheine. Wie durch ein abgegriffenes Kartenspiel flitzte mein Daumen durch die Scheine, bevor ich den Einzahlbeleg für die Bank ausfüllte und das gewaschene Geld im Tresor deponierte, dem offiziellen Tresor in der Wand hinter Onkel Alberts Schreibtisch. Der, von dem jeder wusste und der jeder Razzia standhielt.

Albert warf die Umschläge auf den Schreibtisch. »Haste zu Hause liegen lassen.«

Er schaute mich an, einen Moment zu lang und eine Spur zu eindringlich. Doch er schaute mir nicht in die Augen, er sah auf meine Stirn. Das tat er nur, wenn er ... Er hatte ein schlechtes Gewissen.

»Klärst du mich mal über Moritz' Wahrheit auf?«

Er antwortete nicht. Natürlich nicht. Er beugte sich über den Schreibtisch, tippte auf das Schuldenheft. »Ich kümmer mich um Yusuf«, sagte er nur, wandte sich ab und setzte sich an den gedeckten Tisch. »Komm essen.«

Dreiviertel sieben. Mahmoud war nicht gekommen. Normalerweise lief Albert in so einem Fall gereizt im Büro auf und ab, jetzt aber ließ er sich in seinen Ledersessel fallen, zog die Schublade auf und holte seine alte, abgeschabte Holzpuppe heraus. Nachdenklich fuhr er mit dem Zeigefinger über das rissige Holz der Kasperlefigur, dort wo es noch die Form und Farbe eines Polizeihelms erkennen ließ, seine Hand schlüpfte unter den dunkelgrauen, ziemlich zerschlissenen Stoff. »Geht mir gar nich' aus'm Kopp«, sagte er mehr zu sich selbst oder seinem Kumpel, wie er den Holzkopf nannte, als zu mir – »mit sieben die ganze Sippe versorgen. Ham die da drüben keine Heime?« Er schaute zu mir herüber mit einem Blick, der in mein Herz stach. Oder waren es die Pailletten meines Tops, die in meine Brust stachen? »Wenn de im Heim lebst, haste immer viele an deiner Seite – aber keinen auf deiner Seite, Kleene. Wär mein Kumpel damals nich' gewesen, na und Moritz, meine bessere Hälfte ... erst recht, wie se Helene woandershin gebracht haben. Wie deine Mutter sich an mich geklammert hat ... das wirste dein Lebtach nich' mehr los, Kleene. Vielleicht hätte se später anders ... und länger ... gelebt, wenn se damals bei mir ...« Es klopfte an der Tür. »Wer will was?«, knurrte Onkel Albert, legte die Holzpuppe zurück in die Schublade und stieß sie zu.

Draußen bleiben, hätte ich am liebsten gerufen, doch Nabil und Mahmoud standen schon vor uns. Mahmoud verbeugte sich, die Hertie-Tüte in seiner Hand war zum Bersten vollgestopft. »Gut Abnd.« Er trug wieder die graue Altmännerhose, mit der er eingereist war, und das hellblaue Hemd.

»Du bist nich' mehr in der Wüste, Junge«, meckerte Albert und klopfte auf das Zifferblatt seiner Armbanduhr. Ich hörte nur mit halbem Ohr hin; ich wusste auch so, was jetzt kommen würde: Deinen Lohn für heute haste dir vermasselt, Junge. Hätten sie nicht ein paar Minuten später kommen können? Schon hundertmal, tausendmal, hatte ich gehört, dass Albert und Moritz die Jahre im Kinderheim nur deswegen einigermaßen ungeschoren überstanden hatten, weil Moritz schon

damals der Kopf gewesen war, der meinen Onkel aus jedem Schlamassel herausredete, während der wiederum Moritz oft genug den Weg frei prügelte. Aber was wusste ich schon von Helene, meiner Mutter? Keine drei Jahre alt war ich gewesen, als sie mich verlassen hatte. Albert und Moritz hatten nach ihr gesucht – aber sie blieb unauffindbar, bis sie in der Statistik der Drogentoten auftauchte. Moritz würde mir seine Wahrheit nicht verraten ohne Alberts Erlaubnis.

Der schnippte mit den Fingern. »Die Papiere. Ich will die Papiere sehn.«

Mahmoud reichte ihm seinen Pass. Die Duldungsbescheinigung ragte heraus. Onkel Albert warf einen kurzen Blick darauf und gab sie Mahmoud zurück. Den Pass und die Arbeitserlaubnis behielt er. Mahmoud schnalzte, seine Augenbrauen schoben sich zusammen. »Non, non, non, Monsieur Ali!« Er streckte die Hand nach dem Pass aus.

Onkel Albert grinste. »Non, Monsieur Ali? Denkste, ich bin dämlich? Ich zahl dir den Flug, lass dich einschleusen – und du setzt dich dann ab? Was denkste denn, warum ich dir Maria und Hassan geschickt hab? Damit de nich' stiften gehst. Du gehörst mir, solange ich das sage. Mir! Und was passiert, wenn de dich nich' an meine Regeln hältst ... frag Nabil. Der sieht alles, der hört alles, der weiß alles. Und schafft es als Einziger, irgendwie sauber zu bleiben. Stimmt's, Nabil?«

Mahmoud ließ den Arm sinken. Er sah Nabil an, doch der zuckte nur mit den Schultern und ging hinaus.

»Hier, Kleene.« Albert drückte mir zwanzig Mark in die Hand. »Ihr nehmt 'n Taxi zum Stutti und zurück. Schreib es ins Schuldenbuch.«

Im Taxi kurbelte Mahmoud die Scheibe herunter und sog die Luft ein, als wolle er so die Stadt in sich aufnehmen. In der Lietzenburger Straße, damals war bei Loretta im Garten noch ein Riesenrad in Miniatur aufgebaut, schüttelte er den Kopf. Am Olivaer Platz, wo wir auf den Ku'damm bogen, drückte Mahmoud sich in den Sitz; aber nicht entspannt, eher so, als

bedränge ihn all das Leben da draußen. In der Kaiser-Friedrich-Straße, am Stutti, wo sich die Nachbars und Kneipen aneinanderreichten, hielt der Taxifahrer vor dem Haus mit der Nummer 54. Wir stiegen aus und ich zeigte Mahmoud die Fenster im zweiten Stock. »Wohnung. Chambre. Apartment«, sagte ich, aber er schien nicht zuzuhören. Er hielt sich an seiner Plastiktüte fest und starrte zum Roxy, wo Neonherzen an der Hauswand zuckten. Vor dem Schaukasten neben der Haustür blieb Mahmoud stehen und gaffte auf die Fotos der Stripperinnen. Ich sah diese Bilder schon lange nicht mehr; ich war mit ihnen aufgewachsen. Bald würde er merken, dass die Posen und die knappen Höschen immer die gleichen waren und nur die Gesichter wechselten. Mahmoud folgte mir in den zweiten Stock. Nach unserem Auszug war die Wohnung jahrelang unbewohnt. Albert hatte sie nur behalten, um seine Affären vor mir zu verheimlichen. Aber dann beschloss der Senat, Vermietern für die Unterbringung von Asylanten Zuschüsse zu zahlen. Moritz vermittelte uns die ersten brauchbaren Mandanten, so nannte er Hassan und Nabil. Mein Onkel pferchte ein paar Etagenbetten in die Zimmer. Das waren die Anfänge gewesen. Seither hatten schon zahllose Männer dort gewohnt.

Vor der Tür streifte Mahmoud seine klobigen Schuhe ab. Ich führte ihn in das Zimmer, in dem Nabil und Tarek lebten, mein altes Kinderzimmer. Obwohl es so winzig war, hatte Onkel Albert ein Etagenbett zu meinem alten Bett gestellt. Mahmoud kippte seine Tüte darauf aus. Seife, Zahnbürste, schwarze Socken, Zigaretten und Musikkassetten fielen heraus. Eine braune Hose, ein nachtblaues Hemd. Ein Pulli mit Reißverschluss. Ein fingerdicker Stapel Fotos, mit Paketschnur zusammengebunden. Er faltete ein Handtuch auseinander und stellte einen Bilderrahmen auf das Fensterbrett. Auf dem Schwarz-Weiß-Foto ein Paar. Sie mit hochgestecktem Haar und dickem Lidstrich, im Cocktailkleid, wie Sophia Loren. Der Mann trug einen dunklen Anzug und Krawatte. Kein Schleier. Kein Turban. Kein Fez. Keine Gewänder. Mahmoud

fuhr mit der Fingerkuppe über die Gesichter. »Layla Nouri. Said Mahmoud Nouri.«

»Soso«, sagte ich nur, öffnete den Kleiderschrank und zeigte Mahmoud die Fächer für seine Sachen. Ich ging mit ihm in die Wohnküche, ins Bad; ich öffnete die Tür zu Onkel Alberts altem Zimmer einen Spalt. Fast immer waren alle drei Etagenbetten belegt, und fast immer roch es hier. Manchmal streng, manchmal nach Minze. Heute roch es nach Knoblauch. Der Fernseher lief. Drei Köpfe drehten sich zu uns. Mahmoud wollte eintreten.

»Non, Monsieur«, sagte ich entschieden, »Big Apple«, und zog ihn aus der Wohnung. Ich tippte auf das Namensschild. »Gercke. Albert Gercke«, erklärte ich und gab ihm einen Schlüssel. »Gercke. Ali. Verstehst du?«

»Oui, Madame. Geke.«

Wir liefen zum Taxistand. Mahmoud öffnete mir die Wagentür. Sein altmodisches Getue passte zu seinen Klamotten. Das »Oui, Madame« aus dem Mund eines Mannes in derben Arbeitsschuhen passte nicht.

Nabil saß auf dem Garderobentresen. Ines, die sich neben ihm räkelte, spielte mit ihren spitzen, roten Fingernägeln an der Knopfleiste ihrer viel zu engen Bluse. Ihr Schlafzimmerblick glitt an Mahmoud hinab, kroch wieder aufwärts, verfring sich in seinem Afro und verharrte auf seinem Gesicht. »Wer bist du, schöner Mann?«

Mahmoud starrte auf die roten Fingernägel. Seine Pupillen waren groß. Sie will nur mit dir spielen, hätte ich ihn warnen können. Aber ich warnte ihn nicht.

Bis Mitternacht hatte ich nur zwanzig Verzehrbons verkauft, das reichte gerade mal für die Löhne. Eine normale Montagnacht eben. Ich warf den Deckel der Kassette zu. »Das war's für heute«, sagte ich zu Nabil, klopfte ihm auf die Schulter und ging nach unten. Mahmoud tanzte mit einer Pummeligen. Mit steifem Oberkörper stapfte er hin und her, tellergroße Schweißflecke unter den Achseln, eine steile Falte

zwischen den Augenbrauen. Auf dem DJ-Podium knabberte Ines an Hot Dogs Ohrläppchen. Beiß zu. Beiß ihm das Ohr ab – oder besser noch seinen Schwanz und erstick dran, dachte ich.

Im Büro war die Luft von Rasierwasser getränkt. »Was hältste eigentlich von der Barfrau?«, fragte Albert.

Ich sah den großen Mund der Neuen vor mir; den Futschi, der schon da stand, kaum dass ich das Wort ausgesprochen hatte. Im Gegensatz zu ihrer Vorgängerin, die ständig die Bestellungen der Kellner falsch zugeordnet hatte, klappte auch das jetzt. Kein einziger Fehlbon. Ihre Vorgängerin hatte ich schnell im Verdacht gehabt, zu bescheißen, indem sie durch ihre Verwechslungen Geld einsackte. »Die ist fit«, sagte ich.

»Schnell. Zuverlässig.« Onkel Albert klimperte mit den Münzen. »Und ihre Kasse stimmt auch immer. Sie soll ihre Papiere vorbeibringen. Sprichste mit ihr? Ich hab heut noch was vor.« Er schob die Löhne für das Personal über den Schreibtisch, stand auf, stützte sich auf das Waschbecken, begutachtete sich im Spiegel. Er knöpfte sein schwarzes Hemd auf, zupfte an seinem blassen Brusthaar, knöpfte das Hemd wieder zu, legte den Kopf seitlich, als überlege er, was besser aussah. Er schlürfte Wasser aus dem Hahn, gurgelte und spuckte eine Fontäne ins Becken, schlürfte Wasser, gurgelte wieder und spuckte die Fontäne ins Becken.

»Mag deine Neue keine Nüsse?«

»Geht dich gar nix an.« Albert wusch sich die Hände und strich sich mit seinen nassen Pranken durchs Haar. »Und komm ja nich' wieder auf die Idee, unsre Abmachung zu brechen, solange ich mir am Stutti ein paar Cuba Libre genehmige!«

»Wovon redest du?«

»Jetz' verkauf mich nich' für blöd.« Er zeigte mit dem Finger auf mich, als hätte ich einen Lutscher geklaut. »Haste gedacht, ich merk's nich', wenn de ihn wegschickst, bevor Filou und ich nach Hause kommen?« Er deutete zur Tür, in die Richtung des DJ-Podiums. »Dass irgendwelche Idioten mir mal die Reifen aufschlitzen oder Scheiben einschlagen, damit

müssen wir leben. Dass sie das Big Apple abfackeln wollten, damit müssen wir auch leben. Aber wir waren uns einig: Keiner kommt in unsre Hütte.« Grob tätschelte Albert meine Wange. »Was is' nur in dich gefahrn? Seitdem dieser Ami hier is', erkenn ich meine Kleene nich' wieder.« Er legte die Lippen auf meine Narbe. »Lass dir nich' verarschen, versprichste mir das? Ja oder ja?«

Ich wand mich unter seinem Blick, schluckte. »Das kommt nicht mehr vor. War sowieso nichts Ernstes.«

»Und warum flennste dann?« Onkel Albert legte Filou an die Leine, klopfte auf die Schreibtischplatte. »Ich brauch jetz' 'n Cuba Libre. Tschau!«

Kaum war er draußen, riss Nabil die Bürotür auf. »Wir gehen ins Athena Grill. Kommst du mit?«, fragte er.

»Warum hast du mit Ali über mich gequatscht?«

»Wovon redest du?«

»Schick die Barfrau rein und mach ihre Kasse.«

»Was habe ich gequatscht?«

»Schick die Barfrau rein!«

Die Barfrau setzte sich, schlug die Beine übereinander, strich ihren kurzen Rock glatt und leckte unentwegt ihre Lippen.

»Wie heißt du eigentlich?«, wollte ich wissen.

»Ich dachte schon, du fragst mich nie. Ich heiße Elke.«

»Ich hätte viel zu tun, wenn ich mir die Namen aller Aushilfen merken müsste. Mich interessiert das erst, wenn es ernst wird.« Ich zählte ihr die Bedingungen für die offizielle Einstellung auf. »Interessiert?«, fragte ich.

Sie nickte. »Der Papierkram ist mir egal. Ich unterschreib alles«, antwortete sie. »Zwanzig Mark die Nacht bar auf die Kralle und die Trinkgelder, das ist okay. Einzige Bedingung: Ich bin krankenversichert.«

»Natürlich bist du das als Festangestellte.«

Über den Schreibtisch hinweg reichten wir uns die Hände. »Aber eines will ich noch wissen«, Elke hielt meine Hand fest, »stimmt es, dass die letzte Barfrau beinah 'ne Whiskypulle am Schädel hatte?«

»Das war was Persönliches«, log ich. »Und sie hat sich ja schnell genug weggeduckt. Außer ein paar Scherben im Haar und ein paar Pieksern auf den Oberarmen hat sie nichts abgekriegt. Tarek hatte den Kerl schnell am Arsch.«

3

Im Treppenhaus roch es nach Pisse. Auf den Briefkästen standen leere Bierflaschen, auf dem Boden lagen Kippen in einer Pfütze. In den meisten Wohnungen am Stutti waren die Zimmer an Nutten vermietet, und die gaben den Asylanten die Schuld an dem Dreck. Deswegen mussten wir die Hausordnung einhalten. Unbedingt. Von oben hörte ich orientalische Musik. Ich hastete in den zweiten Stock, presste die Handfläche auf den Klingelknopf, so lange, bis die Tür endlich geöffnet wurde. Ein Fremder mit schwarzem Schlapphut, er kniff sein rechtes, von der Hutkrempe überschattetes Auge zu, öffnete, und ich drängelte mich an ihm vorbei. Lautes Gelächter, Stimmengewirr. Die Tür zum großen Zimmer stand sperrangelweit auf; die Vorhänge zugezogen, flackerte der Fernseher, aber die lauten Stimmen, das Lachen, die Musik kamen aus der Küche. Ich stieß die angelehnte Tür auf.

»Hallo Maria.« Nabil lächelte entschuldigend. »Setz dich. Wir essen gerade. Aubergine in Öl.«

Auf dem Tisch, neben dampfendem, tellergroßem Fladenbrot, lag Alberts Polaroidkamera. Und Fotos: Mahmoud in der Küche mit den anderen; Mahmoud im Bett; Mahmoud mit Nabil am Eingang zum Big Apple.

»Ihr habt unsere Kamera mitgehen lassen?«

»Nur geliehen, Maria.« Nabil stellte die Pfanne ab.

Mahmoud zog den letzten freien Stuhl unter dem Tisch hervor. »Madame?« Er zerriss ein Fladenbrot und drückte mir ein Stück in die Hand. Das Brot war viel zu heiß; ich ließ es aus den Fingern gleiten. Der Fremde mit dem Hut tunkte sein Brot in die Pfanne und steckte es sich, vollgesogen mit heißem Öl, das ihm über die Finger lief, in den Mund, ging zum Küchenschrank und nahm ein Glas heraus, hielt es unter den Wasserhahn, trank es in einem Zug leer und setzte sich wieder an den Tisch.

»Wer bist du?«, wollte ich wissen.

»Das Omar. Ist Freund. Palästinenser. Wie ich«, antwortete Tarek.

»Palästinenser. Soso. Er soll mir seine Papiere zeigen.«

»Dürfen wir keinen Besuch haben?«, mischte sich nun auch Nabil ein.

»Kann dieser Omar nicht selbst sprechen?«

Omar senkte den Kopf und der Schlapphut schirmte seine Augen ab. Sein Kinn kreiste, sein Kiefer malnte. »Ich bin ein Freund aus Libanon. Ich habe Aufenthalt.«

»Dann zeig mir deine Papiere.«

Omar reagierte nicht.

»Wer hier nicht wohnt, hat hier nichts zu suchen«, sagte ich. »Ich kümmere mich jetzt um die Zimmer und du verschwindest hier. Haben wir uns verstanden?« Ich ging ins große Zimmer, schaltete den Fernseher aus, zog die Gardine zurück, riss das Fenster auf. Ich zählte die Bettwäsche in der Kommode. Die Laken. Nabil redete die ganze Zeit auf Arabisch. Ein Stuhl schabte über das Linoleum in der Küche. »Ich gehe«, rief Omar; die Wohnungstür fiel zu. Ich antwortete nicht, ich kontrollierte das Bad. Die hellblauen Fliesen blitzten, der Spiegel und das Waschbecken glänzten. Ein Wäscheständer mit Handtüchern stand in der Badewanne. Es roch nach Zitronenreiniger. Als ich in der Küche das Geschirr und Besteck, die Töpfe und Pfannen zählte, wurde es still. So still, dass ich hörte, wie die Quittungen für den Zuschuss vom Sozialamt über den Tisch geschoben wurden. Sieben Augenpaare bissen sich in meinen Rücken, während ich unterschrieb. Einer nach dem anderen nahm seine Quittung und verschwand. Außer Nabil. Der fegte den Küchenboden in kurzen, festen Stößen, als habe sich etwas festgetreten.

»Also, wer ist dieser Omar?«, fragte ich.

»Er ist ein Freund aus Beirut«, sagte Nabil. »Mahmouds und Tareks Freund. Er wohnt nicht hier, also interessiert er mich auch nicht. Ist nicht meine Sache. Deine auch nicht, Maria.«

»Und warum schaust du mich nicht an, sondern erzählst das dem Fußboden?« Die übrig gebliebene Quittung, seine, lag ohne Unterschrift auf dem Tisch. »Wenn ich das unter-

schreiben soll, damit du die Kröten vom Sozialamt kriegst, dann geh und mach den Dreck bei den Briefkästen weg. Ich kümmerge mich um die Zimmer.«

Nabil stützte sich auf den Besen und nickte. »Omar geht dich nichts an.«

Albert schaute nur kurz auf, als ich ins Büro kam, widmete sich dann gleich wieder den Geldscheinen in seiner Hand. »Dreihundert sind ja schon mal 'n Anfang«, sagte er zu Tarek. Auf dem Schreibtisch lag die Polaroidkamera, daneben ein Foto. Yusuf mit aufgeplatzter Augenbraue, die Nase blutig, die Lippe verkrustet. »Davon wird einem ja schlecht! Musst du gleich so hart rangehen, Tarek?«, fragte ich.

»Neue Geld kommt eine Woche«, sagte Tarek nur. »Bin ich fertig, Ali?«

Albert nickte. »Ja. Ja, verdufte.« Er warf das Foto in die Schublade, wartete, bis Tarek die Tür hinter sich geschlossen hatte. »Und du, Frollein, misch dich nich' ein, sondern lass die Luftpumpe ihre Arbeit machen.« Er warf mir die Hundeleine zu. »Dreh 'ne Runde mit Filou und sag Nabil, er und Mahmoud sollen runterkommen.«

Filou knurrte, als wir zurückkamen, denn Mahmoud und Albert standen sich wie Feinde gegenüber. »Ich hab mir dein Gezeter ein paar Nächte angeschaut, aber jetz' is' Schluss!« Mein Onkel stieß seinen Zeigefinger in Mahmouds nachtblaues, bis zum Kragen zugeknöpftes Hemd. »Mach die verdammten Knöpfe auf!«

»Non, Monsieur Ali.« Mahmoud verschränkte die Arme vor der Brust.

»Ein Mann, der sich wie eine Hure verkauft, hat keine Ehre mehr«, sagte Nabil, den Blick auf mich geheftet.

»Ehre, Ehre«, blaffte Albert ihn an. »Das hätte er sich verdammt noch mal überlegen sollen, als ihm noch die Kugeln

um die Ohren flogen. Jetzt gehört er mir. Alles an ihm. Alles außer seiner verschissenen Unterhose.«

»Mekanika.« Mahmouds Kinn bebte vor Wut. Die Finger gespreizt, legte er die rechte Hand auf sein Herz. Das fehlende Fingerglied – es kam mir vor wie eine Warnung.

»Mechaniker hin oder her. Nabil hat was in der Birne, Tarek hat Muckis und du, du hast 'ne schöne Visage. Ende der Ansa-ge. Beschwer dich bei Hassan!«

»Hassan Libanon.«

»Ja«, sagte ich und ging auf Mahmoud zu, »wenn Hassan zurückkommt, gehst du mit ihm in die Werkstatt.« Ich knöpfte den obersten Knopf seines Hemdes auf. Er ließ es geschehen. Ich knöpfte den zweiten Knopf auf, den dritten, spreizte seinen Hemdkragen. Da wandte er sich abrupt ab. Wortlos ging er zur Tür, drehte sich zu uns um, öffnete den vierten Knopf und strich sich über die behaarte Brust.

»Na siehste, geht doch«, sagte Albert zufrieden.

Nabils Blick flog zwischen mir und Albert hin und her. »Ein Mann ohne Respekt ist ein Hund«, sagte er. Lautlos schloss sich die Tür hinter beiden.

»Ich will seinen Bauchnabel sehen!«, rief Onkel Albert, ging um seinen Schreibtisch herum und sank in den Stuhl.

Wochenende und Monatswechsel. Es war eine dieser Nächte, in denen das Big Apple so gut besucht war, dass sich das Publikum bereits auf den Stufen drängelte. Gäste konnten wir nur noch hereinlassen, wenn andere den Laden verließen. Nabils Aufgabe war es, die Wartenden bei Laune zu halten. Den Pulli über seine schmalen Schultern gelegt, die Ärmel vor der Brust verknotet, stand er draußen und unterhielt sich mit einem deutschen Stammgast. Ein Araber im eleganten schwarzen Anzug stand an meinem Kassenhäuschen; so einen Kunden musste man hätscheln. Ich verkaufte ihm einen Verzehrbon, drückte den Stempel auf seinen Handrücken und ließ ihn rein.

Doch nach wenigen Minuten bahnte er sich schon wieder den Weg nach draußen. Zu voll, dachte ich und zuckte die Achseln. Erst nach drei Uhr war der Andrang vorüber. Nur ein paar Gäste standen noch mit ihren Drinks draußen auf der Bundesallee. Nabil warf die Tür zu und setzte sich auf den Hocker vor meinem Kassenhäuschen, zündete zwei Zigaretten an, reichte mir eine. Da wurde die Tür aufgerissen. Ein kühler Windhauch stieß herein – und mit ihm der Araber. Er trug keinen Anzug mehr. In ausgebeulter Hose und Pulli lief er an uns vorbei, rempelte die zwei Frauen vor dem Garderobenspiegel an, drückte ein knutschendes Pärchen ans Treppengeländer und lief nach unten. Nabil sprang auf und trat seine Zigarette aus, da stürmten zwei schwarzhäarige Männer herein. Einer rammte im Vorbeilaufen seinen Ellbogen in Nabils Rippen.

Augenblicklich war sie da, die Anspannung. Wie lange würde es dauern, bis die Musik abbrach – denn das würde sie. So voll, wie es unten noch war, vielleicht erst in drei oder vier Minuten, vielleicht in fünf. Mein Herz schlug schon jetzt schneller als die Bässe.

Ich schloss die Geldkassette ab und steckte den Schlüssel in meinen Pumps.

»Ihr geht wohl besser vor die Tür«, sagte ich zu den beiden Frauen vor dem Spiegel. Sie reagierten nicht. »Macht schon! Hier wird's gleich ungemütlich.«

Take me in your ... George McCrae schwieg. Jetzt also. Es polterte. Die ersten Gäste stürzten an mir vorbei, in die Nacht hinaus. Tarek schrie etwas über ihre Köpfe hinweg, sprang über den Garderobentresen und griff nach den Gummiknüppeln. Er warf dem deutschen Stammgast, der mit ihm heraufgestürmt war, einen Knüppel zu. »Du helfe Maria zu Büro.«

Ich stellte die Geldkassette auf meine Schenkel, schwang die Beine auf die andere Seite des Tresens. Der Deutsche griff mein Handgelenk. „Bleib dicht hinter mir“, sagte er, stemmte sich gegen die Massen und zog mich so hinter sich her, dass die Kassette hinter seinem Rücken verborgen war. Am Rand der Tanzfläche prügelte sich ein Aushilfskellner. Mahmoud jagte einem der

Araber hinterher, bekam ihn am Genick zu fassen, aber der Typ wand sich aus seinem Griff, stieß mich zur Seite und stürmte die Treppen hinauf. Mahmoud hinterher. Auf der Tanzfläche standen ein paar Frauen, die Hand auf dem Mund oder die Arme vor der Brust verschränkt. Das DJ-Podium war leer. Im Büro warf Onkel Albert grad die Kellnerportemonnaies in den Tresor. »Her mit der Kassette!«, sagte er, stellte sie hinein und knallte den Tresor zu. Von draußen schwappte ein Durcheinander an Stimmen in den Raum. Filou drängte sich aufgeregt zwischen Alberts Beine. »Platz, Filou! Und du, Maria, beruhig die Weiber.« Er schob mich aus dem Büro, schloss die Tür ab und bewegte seinen massigen Körper zur Treppe.

Beruhig die Weiber! Und wer beruhigte mich?

Elke schenkte uns Whisky ein, zitternd, so dass die Gläser in einer Pfütze standen. »Beruhig dich, Elke«, sagte ich und kippte den Whisky hinunter. Da war sie wieder, die lähmende Angst. Die Angst um Onkel Albert, jedes Mal, wenn er sich in eine Schlägerei stürzte. Seit jener Nacht im Sommer vor sieben Jahren, als er mit seiner Knarre losgelaufen war, um in der Bleibtreustraße mit einem Kumpel gegen die persischen Zuhälter zu kämpfen. Bleistreustraße nannte man sie danach eine Zeit lang. Es hatte eine Schießerei gegeben und einen Toten. In furchtbar blutigen Details hatte ich mir ausgemalt, dass es mein Onkel war, der getroffen wurde und im Sterben lag. Obwohl er am nächsten Vormittag ganz ohne Blessuren wieder aufgetaucht war, hatte ich die Angst um ihn seitdem nicht mehr ablegen können. Dass Albert kurz danach aus dem Rotlichtmilieu ausgestiegen ist und das Big Apple pachtete, dass wir vom Stutti zum Hohenzollerndamm zogen, machte es nicht besser. Meine Angst um ihn hatte sich mir in jede Faser eingegraben. Die Knarre habe ich nie wieder gesehen.

Ich schob das Glas über den Tresen. »Ätzendes Zeug, aber gib mir noch einen.« Der zweite Whisky brannte nicht mehr so, nach dem dritten oder vierten rief jemand von oben: »Die Polizei kommt!«

Lagen irgendwo Asylanträge herum? Oder Pässe? Standen

die Büchsen mit Filous Hundefutter im Regal vor dem Safe? Ich konnte wieder denken.

Mit angewinkeltem Ellbogen, den Gummiknüppel unter den Arm geklemmt, humpelte der deutsche Stammgast die Stufen herab. Sein Hemd hing aus der Hose. Ein anderer Gast, ein Grieche, hatte eine Platzwunde am Haaransatz, einer der Aushilfskellner blutete aus der Nase; den Kopf in den Nacken gelegt, wurde er zur Bar geführt.

Ich schwankte zur Treppe, stolperte die Stufen hinauf, ohne die schwitzenden Körper und erregten Stimmen um mich herum richtig wahrzunehmen, schnappte nur Bruchstücke auf. »... so unnötig wie ein Loch im Kopf ... Tanzfläche ... der Discjockey ...« Von dem, was die Araber sagten, verstand ich nur die Schimpfwörter – und einen Namen.

Albert, schnaufend, puterrot im Gesicht, packte mich am Arm. »Ab ins Büro! Sofort!«, befahl er. »Nabil, du auch. Tarek bleibt hier und begrüßt die Bullen.« Er kramte den Schlüssel aus seiner Hosentasche. Schloss die Bürotür auf, dirigierte uns beide hinein, knallte die Tür zu. Filou hechelte auf ihn zu.

»Platz! Aber dalli«, schnauzte mein Onkel.

Mit eingezogenem Kopf kroch Filou unter den Schreibtisch.

»Wie konnte das passieren?«, schrie Albert.

»Du weißt doch, wie schnell so was geht!«, schrie ich zurück, »die sind einfach an uns vorbeigerannt. Wir konnten sie nicht ...«

»Das Messer!«, schrie er. »Ich rede von dem verdammten Messer. Warum hatte dieser verdammte Mahmoud ein Messer?«

Nabil blickte auf seine blutverschmierte rechte Hand.

»Tarek muss es ihm gegeben haben«, sagte ich kleinlaut. »Es lag an der Garderobe. Ich ... ich habe vergessen, es wegzuzwerfen.«

Albert sackte in seinen Bürostuhl. »Der Scheißkerl hat es einem in den Bauch gerammt. Oder in den Rücken.« Er strich eine nasse Haarsträhne aus seinem Gesicht. »Der hat

sich zu einem BMW geschleppt, dunkelgrau oder blau, ein Fünfer. Dann quietschten schon die Reifen und weg war er.« Er trommelte auf die Schreibtischplatte. »Mahmoud hab ich weggeschickt. Den Ami auch, wegen der Militärpolizei.« Er schob sich eine Handvoll Nüsse in den Mund. »Maria, sobald die Bullen weg sind, fährste zum Stutt und siehst nach Mahmoud. Wir beide reden zu Hause weiter. Jetz' mischt euch unter die Gäste. « Er bückte sich, streichelte Filou. »Alles in Ordnung, alter Herr!«

Im Vorratslager vergewisserte ich mich, dass das Hundefutter den Safe verdeckte, und nahm den Verbandskasten an mich; etwas, woran ich mich festhalten und womit ich mich unauffällig in der Nähe der Gäste aufhalten konnte, während sie vernommen wurden.

Mindestens zehn Uniformen verteilten sich vor der Bar, auf der Tanzfläche, auf den Stufen. Eine zerborstene Sektflasche lag vor dem DJ-Podium; Glasscherben, zerbrochene Gläser und Flaschen, ein kaputter Barhocker. Nur eine Handvoll Gäste war noch hier. Der verletzte deutsche Stammgast kauerte auf einer Bank; ein Bein ausgestreckt, das andere auf den Boden gestellt, lag sein angewinkelter Arm auf seinem Brustkorb, der Knüppel vor der Bank. Ich lief zu ihm, stellte den Verbandskasten auf den Tisch und trat gegen den Knüppel, dass er unter die Bank rollte, bevor ihn ein Bulle entdeckte. Er hätte getanzt, als die Schlägerei begann, sagte er aus. Er sei von hinten angerempelt worden, und da erst habe er begriffen, dass es zur Sache ging. Und sich eingemischt. Er sah mich an, als wolle er sich vergewissern, dass er das Richtige sagte. Er wisse nicht, fuhr er fort, wer begonnen habe, um wen oder was es gegangen sei. Er habe lediglich wegen der Frauen eingegriffen. Anzeige wegen Körperverletzung? Gegen wen? Er kannte keinen von denen. Konnten Türken sein. Oder Griechen. Oder Araber.

»Und Sie, was können Sie mir über den Vorfall sagen?« Der Beamte blätterte in seinem Notizblock und schaute mich an.

»Nichts. Ich sitze ja oben, mache die Kasse.« In einer Nacht

wie dieser rannten Hunderte rein und raus, sagte ich. Viele fremde Gesichter, sehr viele. Der Laden war voll, eine Samstagnacht ohne Gedränge, da könnten wir gleich dichtmachen. Und plötzlich hatte es gepoltert. »Ich habe mir die Geldkassette geschnappt und bin ins Büro gelaufen. Der Laden gehört meinem Onkel«, sagte ich und klemmte den Verbandskasten unter den Arm, »aber ich kann mir nicht vorstellen, dass er Anzeige erstattet. Das hat er noch nie getan. Bringt ja nix.«

Diesmal klingelte ich nicht; ich schloss auf und ging in Mahmouds Zimmer. Sein schwarzer Afro ragte unter der Bettdecke hervor. Vor seinem Bett lagen zusammengeknüllte Socken, die Hose, die er vorhin getragen hatte, sein Hemd. Es hatte Blutspritzer. Daneben, ordentlich nebeneinandergestellt, ein paar glänzende Plateauschuhe. Woher er die wohl hatte? Ich rüttelte Mahmoud an der Schulter, bis er die Decke zurückschlug, sie um seine Taille wickelte und mit gesenktem Kopf aus dem Zimmer schlich. Ich folgte ihm in die Küche, wo einer der Libanesen aus dem großen Zimmer saß. Als er mich sah, warf er eine Zeitung auf den Tisch. Zu langsam. Ich hatte ihn gesehen, den braunen Haschischklumpen zwischen Tabak und Zigarettenblättchen.

»Pack deine Sachen und verschwinde«, fuhr ich ihn an.

»Wo soll er hin? Schau auf Uhr.« Omar war hinter mich getreten. Er schlich um mich herum. Was machte Omar morgens um vier hier? Sogar jetzt trug er den Schlapphut.

»Hast du das Zeug von ihm?«, fragte ich den Libanesen.

»La«, knurrte er.

»La ist nein«, übersetzte Omar.

»Erzähl mir was, was ich nicht schon weiß«, antwortete ich.

Omar setzte sich zu Mahmoud. Der fing leise an zu reden.

»Araber haben angefangen«, übersetzte Omar seelenruhig.

»Was wollten die?«, fragte ich.

Mahmoud zuckte mit den Schultern, redete aber weiter.

»Mahmoud weiß nicht. Er wollte auf Big Apple aufpassen.«

»Er hat einem von denen ein Messer in den Leib gerammt!«

»Er hat nur sein Bein getroffen.«

Mahmoud schlang sich die Decke um die Schultern, stand auf und schlich aus der Küche. »Oualla! Oualla!«

»Er schwört«, sagte Omar.

»Was hast du mit dem Messer gemacht?«, rief ich ihm hinterher.

»Messer ist jetzt bei mir. Es wird verschwinden!«, sagte Omar. »Ich bin hier, weil ich helfe.«

»Wir helfen uns selbst.« Ich stand auf und rückte den leeren Stuhl an den Tisch. »Und jetzt will ich endlich deine Papiere sehen. Pass. Aufenthalt. Duldung.«

Omar sprang auf. Er machte zwei, drei Schritte, baute sich vor mir auf. Seine Hutkrempe berührte meine Stirn. Sein Blick bohrte sich in meinen. »Ich habe gesagt, ich bin Palästinenser. Ich habe Aufenthaltserlaubnis.«

Ich hielt seinem Blick stand. »Wer's glaubt, wird selig. Raus hier!«

Die Hände in den Hosentaschen, schlenderte Omar zur Wohnungstür. Ich riss die Tür zum großen Zimmer auf. Drei Männer lagen in ihren Betten, gafften mich verschlafen an. Ängstlich. Überrascht. Der Libanese drückte die Schnallen seines Koffers zu. »Scharmuta«, fauchte er und stieß den Koffer im Hinausgehen gegen mein Knie.

Alberts schlechte Laune lag wie Smog in der Luft. »Ruhe da draußen!«, schrie er jedes Mal, wenn Elke eine Schaufel voller Glasscherben in den Treteimer kippte. Nabil wagte sich herein, in einer Hand den kaputten Barhocker, in der anderen, wie einen Prügel, das abgebrochene Hockerbein. »Das können wir noch benutzen.«

»Dann gib Maria den verdammten Hocker und nimm den Rest wieder mit. Tür zu!«, brüllte Albert. »Ich gehe. Heut verirrt sich sowieso keener hierher. Zu Hause is' mehr los wie

hier. Filou kann bei dir bleiben.« Er drückte mir den Schlüssel seines Landrovers in die Hand. »Damit der Alte nich' loofen muss.«

Die Tanzfläche war leer, nur Hot Dog und Ines tanzten. Ines lag in seinen Armen wie ein Kartoffelsack, ein Kartoffelsack umarmt von glänzender Seide. »Ich dreh 'ne Runde mit Filou«, rief ich Elke über die Bar hinweg zu. »Danach machen wir Feierabend!«

Um diese Uhrzeit, Sonntag kurz nach Mitternacht, waren keine Motoren auf der Bundesallee zu hören. Um diese Uhrzeit war es still. Filou pinkelte an einen der Sträucher, humpelte zu den Parkhäfen auf dem Mittelstreifen und setzte sich vor Alberts Wagen. Ich öffnete die Heckklappe, schüttelte das Kissen auf. Es roch nach Filous Fell, nach Filous Atem, nach Filous Pisse. Ich hievte ihn in den Kofferraum, streichelte über seine zerfurchte Stirn, während er sich in das Kissen bettete, sein Becken hin- und herschob. Sein Brustkorb dehnte sich wie bei einem letzten, tiefen Atemzug. Eines Tages würden die Tabletten nicht mehr helfen und wir würden ihn einschläfern lassen. Ein Leben ohne Filou? Unvorstellbar. Er lebte schon fast so lange bei mir wie ich bei meinem Onkel. Der Tag, an dem Filou ging, wäre der Tag, an dem ich über ein eigenes Leben nachdenken würde. Nachdenken müsste. Mit einem Zimmer bei Onkel Albert und einem Hocker im Kassenhäuschen des Big Apple würde ich mich dann nicht mehr abspesen lassen. Wenn Albert wollte, dass ich bei ihm blieb, müsste er mir das Big Apple überschreiben. Er war immerhin schon Mitte vierzig und die krummen Geschäfte forderten seine ganze Energie. Ich würde den Schuppen in eine Nobeldisko verwandeln. Menschen mit Stil, Geschmack und vor allem mit Geld würden von überall herströmen. Ich die Chefin, Hot Dog der Geschäftsführer. Aber der kroch ja lieber zwischen Ines' schwabbelige Schenkel. Und warum klebte dann dieser alberne Aufkleber an der Heckscheibe seines Pontiac? *No Fat Chicks Allowed*. Der Autoschlüssel in meiner Hand näherte sich dem schwarzen Pontiac, schabte über die Beifahrtür.

Bei genauer Betrachtung ähnelte der Kratzer der Narbe auf meiner Stirn.

Am Montag kam nur ein Pärchen ins Big Apple. Sonst niemand, außer Ines, aber die zählte nicht. Gegen zweiundzwanzig Uhr beugte sich Onkel Albert zu mir ins Kassenhäuschen. »Ich hau ab zum Stutti, Kleene. Filou lass ich hier. Dem geht's nich' gut. Hoffentlich verreckt er uns nich'. Tschau.«

Gleich darauf kam Tarek nach oben. »Zwei Leute nur hier. Und Scharmuta von Discjockey«, sagte er missmutig und trat zu Nabil vor die Tür.

Ich ging mit der Kassette nach unten. Schon auf der Treppe roch ich es, es kam aus der Nische unter den Stufen. »Hey, macht den Joint aus!« Ich ging auf die beiden zu. »Und dann raus hier! Drogen haben hier Hausverbot. Und ihr auch!«

»Sacht wer?« Die Frau warf ihr schwarzes Haar über die Schulter. Ihr Hals war lang und schmal und ihre Haut so weiß und durchsichtig wie ihre Bluse. Sie nahm einen tiefen Zug, gab den Joint dem Mann mit dem strähnigen Haar und blies den Rauch in meine Richtung.

»Wie ihr wollt.« Ich drehte mich um. »Tarek! Nabil!«, rief ich nach oben. »Kommt sof... « Ich wurde an das Geländer gepresst. Eine große Hand, ich spürte jeden einzelnen gespreizten Finger, drückte mein Gesicht gegen das Treppengeländer. Die Kassette bohrte sich in meinen Rippenbogen, in meinen Magen.

»Lasst sofort die Chefin los!«, keifte Elke von der Bar. Ein Glas zerschellte hinter mir. Einen Moment lang lockerte sich der Druck. Ich trat mit voller Wucht nach hinten und traf ein Bein. Der Typ sprintete die Stufen hoch, die Frau hüpfte auf einem Bein hinterher. Tarek beugte sich über das Geländer.

»Mach Fotos für unsere Galerie und lass sie abhauen«, rief ich. »Die können froh sein, dass ich keinen Nerv für die Bullen habe!«

Jedes Wort stach zwischen meinen Rippen.

Elke kam mit einem Futschi zu mir. Ich nahm das Glas und schlich ins Büro.

»Alles in Ordnung?«, fragte Elke, die mir gefolgt war.

»Ja. Zahlst du heute die Leute aus, bitte?« Ich drückte ihr das Geld in die Hand. »Und danke, dass du eingeschritten bist. Das kaputte Glas muss ich dir natürlich vom Lohn abziehen.«

Elke riss den Mund auf.

»Natürlich nicht!« Ich lachte. Mir tat alles weh, mein Magen, meine Rippen, und mir war kotzübel. Ich wollte an die frische Luft und dann in mein Bett. Aber es war ja Montag, Washtag, und obwohl ich in der umsatzfreien Sonntagnacht schon Geld aus dem Safe gewaschen hatte, nahm ich auch jetzt ein Bündel heraus und begann zu rechnen.

Das DJ-Podium war leer, die Scheinwerfer ausgeschaltet, nur an der Bar saß ein Schatten. Er stellte sich mir in den Weg.

»Wenn Ali erfährt, dass du geschlafen hast, hast du keinen Job mehr«, sagte ich unbeeindruckt. »Und jetzt trag Filou hoch!«

»Ich meine Arbeit gut mache«, murrte Tarek, aber er wirkte unterwürfig. Er schob beide Arme unter Filous Bauch. Oben saß Nabil auf dem Barhocker. Elke lehnte an dem schwarzen Münztelefon. Beide schauten nach draußen. Elke zeigte in die Richtung, wo vorhin noch Hot Dogs Pontiac gestanden hatte. »Ines und er haben nur dagestanden und blöd gegrinst, als diese Pussy auf dich losging.« Sie nahm den Hörer von der Gabel, warf Geld in den Schlitz. Die Wählscheibe surrte. »Ich besorg uns jetzt ein Taxi zum Athena Grill. Wer kommt mit?«

»Ich geh nach Hause mit Filou.«

»Ich bleibe hier und putze. Dann muss ich das morgen nicht machen«, sagte Nabil.

Elke wartete Tareks Antwort nicht ab, sie hängte den Hörer in die Gabel. Klack. Die Groschen fielen in die Mulde. »Okay, dann fahr ich auch heim.«